Deutsche Unterhaltungs-Bibliothek.

Dritte Serie.

Elfter Band:

Meister Johann Strauß
und seine Zeitgenossen.
III.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Meister Johann Strauß

und seine Zeitgenossen.

Komischer Roman

von

Eduard Maria Oettinger.

Dritter Theil.

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

Meister Johann Strauß und seine Zeitgenossen.

Komischer Roman

von

Eduard [illegible]

Berlin, 1862.

Druck und Verlag von Otto Janke.

1.

Am folgenden Morgen, als Freund Strauß noch etwas mehr Sorgfalt wie gewöhnlich auf die mise-en-scène seiner ohnehin anziehenden Persönlichkeit verwendet, wirft Toni, welche Zeugin seiner Toilette ist, die epineuse Frage auf:

— Hat man gestern in Baden, wo man sich selbst überlassen war, eine neue Eroberung gemacht?

— Daß man nicht wüßte! Was aber, himmlische Juno, verleitet Dich zur Annahme dieser Vermuthung?

— Man hat so seine Gründe dazu. Ich hätte Lust, zu wetten, daß Du heute wieder ein Rendezvous hast.

— Und warum vermuthest Du das?

— Weil Du heute noch länger als gewöhnlich vor dem Spiegel stehst, um die Masche Deines Halstuchs gleichsam unüberwindlich zu machen!

— Sie will mir heute nicht gelingen . . .

— Beruhige Dich, Hans, Du wirst gefallen . . .

— Ich habe keinen Augenblick daran gezweifelt . . .

— Mein Gott, wie kann ein verheiratheter Mann in Deinen Jahren noch so übertrieben eitel sein!

— Kind, ich bin durchaus nicht eitel . . .

— Aber kokett wie ein altes Weib!

— Du bist heute wieder sehr liebenswürdig!

— Ah, nicht Jeder besitzt die Gabe, dies in so hohem Grade zu sein als Du! Die Frauen reißen sich um Dich! sagt Toni und schlägt ein spöttisches Gelächter auf.

— Das, Kind, ist leider allerdings wahr!

— Und dies wagst Du in Gegenwart Deiner Frau zu bestätigen?

— Du glaubst ja doch nicht daran! entgegnet lächelnd der Ehemann.

— Ich erlaube mir daran zu zweifeln. Und weißt Du auch warum? Weil ich von Deiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit etwas weniger durchdrungen bin, als Du es zu sein scheinst.

— Du bist heute wieder sehr galant!

— Ja, das bin ich, sagt Toni, und eben weil ich's bin, erlaube ich mir, Dich freundschaftlich aufmerksam

zu machen, daß Du in Folge der Einölung Deiner Haare und Deines Schnurrbartes fast eben so schön wie der erste Commis einer Parfümerie-Handlung zu duften geruhst.

— Reizende Toni, benebelt Dich' meine Atmosphäre?

— Fast glaube ich's selbst; denn ich fühle einen unwiderstehlichen Hang zum Gähnen, erwiedert die Eifersüchtige und reißt ziemlich weit die Angeln ihres Mundes auf.

— Das steckt an. Siehst Du, auch ich muß gähnen!

Das Ehepaar geruht sich gegenseitig anzugähnen. Das soll — sagt man — in mancher Ehe vorkommen.

Nachdem Meister Strauß seine Toilette vollendet hat, verabschiedet er sich bei seiner Frau und will ihr wie gewöhnlich einen Kuß auf die ewig schmollende Stirn hauchen.

— Lassen wir diese Narrenspossen!

— Bon! spricht der Ehemann und — geht.

Der Leser weiß, was Beaumarchais gesagt. Nun fragen wir Jeden, ob er nicht Recht gehabt? — —

Strauß verfügt sich geraden Weges zur Gräfin.

Der rothnasige, zeisiggrüne, goldbetreßte Portier tritt ihm entgegen.

— Ist Gräfin Gabrielle schon zu sprechen?

— Nein! antwortet der Thürsteher. Heute Morgen ist die Gnädige verreist.

— Wohin?

— Vermuthlich steht dies in diesem Briefe, welchen sie für Sie zurückgelassen hat.

Strauß nimmt das Billet und geht. Er erbricht das Siegel und lies't:

„Divino maestro!

Ein heimtückischer Zufall beraubt mich auf acht Tage des Vergnügens, Sie meinem Papa vorzustellen.

Als ich gestern Abend aus Baden heimgekehrt war, fand ich ein Schreiben meiner Tante vor, die mich dringend einlud, gleich nach Empfang ihrer Zeilen auf ihren Landsitz nach Pesth zu eilen, um dort der General-Versammlung des „Dianen-Ordens," deren Schatzmeisterin ich zu sein die Ehre habe, beizuwohnen.

Es handelt sich, wie sie als Vorsitzende mir zu melden geruht, um nichts Geringeres, als um Verwerfung der alten und um Abfassung neuer Statuten, auf die zwei Drittheile des Ordens dringen.

Sie werden also begreifen, daß ich bei einer so hochwichtigen Verhandlung durchaus nicht fehlen darf.

In längstens acht Tagen bin ich wieder zurück. Dann hoffe ich, Sie zu sehen.

Genehmigen Sie, divino maestro, den Ausdruck der tieffinnigsten Bewunderung

Ihrer glühendsten Verehrerin

Gabrielle Gräfin A . . . . y."

— Auch gut, sagt Strauß und steckt den Brief in seine Seitentasche. Die schöne Gräfin, die sich also so überaus lebhaft für meine ganz geringe Wenigkeit zu interessiren scheint, ist, wie ich aus diesen Zeilen erfahre, Schatzmeisterin des Dianen-Ordens; doch gestehe ich zu meiner Schande, daß ich von der Existenz dieses Ordens bis zu dieser Sekunde nichts gehört hatte. Ich muß, um meiner Schatzmeisterin gegenüber nicht als gänzlich verwahrloster Böotier zu erscheinen, Erkundigung einziehen, welche Bewandtniß es mit diesem mir gänzlich unbekannten Orden hat und welche großartige, jedenfalls humanitäre Zwecke er verfolgt.

Strauß begibt sich in Daum's Kaffeehaus.

2.

Hier findet er einen alten Bekannten. Dieser alte Bekannte ist von Heupferd.

— Sagen Sie mir, allwissender Nachbar, fragt er den chocoladeschlürfenden „Cavalier der Poesie", ist Ihnen die Existenz einer Gesellschaft bekannt, die sich „Dianen-Orden" nennt?

— Ich kenne ihn so genau als mich selbst, denn ich bin so glücklich, ein Ehrenmitglied desselben zu sein.

— Und welche Tendenz hat dieser Orden?

— Er ist ein weiblicher Jagd- und Spiel-Orden, eine Nachbildung des unter Kurfürst Friedrich August dem Starken in Sachsen, von einer seiner zahllosen Maitressen gegründeten Ordens vom „goldenen Pudel," eine Art weiblicher Jokey-Klubb, dessen Devise „Leben heißt genießen" ist. Unter „Genießen" aber versteht dieser Orden, der eben so viele weibliche als männliche Mitglieder aus den Reihen des hohen und höchsten Adels zählt, — vergessen Sie nicht, daß mehrere Mitglieder der urältesten Familie, derer von Heupferde, auch dazu gehören — jagen, spielen, trinken und sich auf jede mögliche Weise so gut und ungenirt als nur irgend möglich unterhalten, denn „ernst ist das Leben und heiter ist die Kunst," sagt mein College, Herr von Schiller.

— Und was verstehen die Mitglieder des „Dianen-Ordens" unter Kunst?

— Die Kunst, ein Reh zu schießen, mit Anstand zu trinken, mit Andacht zu essen und mit lächelnder Miene sein Geld im Pharo oder Landsknecht zu verlieren. Wer sich ärgert, wird sofort ausgestoßen. Im Spiele erkennt man die Menschen. Gewinn und Verlust müssen gleichgiltig lassen. Nur Pöbel murrt, wenn er verliert. Ich, zum Beispiel, ich murre niemals!

— Das begreife ich! Wer aber ist die Gründerin dieses ausgezeichneten Ordens?

— Die Gemahlin eines der reichsten und angesehensten Magyaren. Der Name der Oberin bleibt für profane Nicht-Mitglieder ein so strenges, unverbrüchliches Geheimniß, wie der Name des Kaisers von China, der, so lange er lebt, im Munde seiner beneidenswerthen Unterthanen bekanntlich nur „Bruder der Sonne“, „Schwager des Mondes“ und „Cousin der Fixsterne“ heißt.

— Aber Sie wissen doch wirklich Alles!

— Leider muß ich dies selber zugeben. Jedes weibliche und männliche Mitglied unseres Ordens erhält bei seiner Aufnahme einen mythologischen Jägernamen. Die jedesmalige Vorsitzende heißt immer

Diana. Diana ist, wie Ihnen vielleicht bekannt sein wird, die Göttin der Jagd und —

— Der Keuschheit, fügte Meister Strauß hinzu.

— Recht, ganz Recht! Die Schatzmeisterin, zu welcher stets die Jüngste ernannt wird, heißt Artemis oder Artemisia, was bekanntlich der griechische Name Dianens ist. Die Schriftführerin, zu der man in der Regel das älteste Mitglied wählt, wird Upis genannt. Upis aber ist die egyptische Diana. — Der Generalanwalt oder Hohepriester unseres Ordens heißt zu Ehren jenes kühnen Jägers, der die keusche Göttin der Jagd einst — vor vielen tausend Jahren — während des Badens im Freien freventlich überrascht haben soll, Actäon. Ich heiße nach einem der trojanischen Helden Patroklus.

— Ein reizender Name!

— Auch mir gefällt er so sehr, daß ich Willens bin, mich, von heut angefangen, auch im gewöhnlichen Leben Patroklus von Heupferd zu nennen.

— Thun Sie dies, mein gelehrter Nachbar! Doch wie oft versammelt sich jener Orden?

— Gewöhnlich am ersten Abende des zunehmenden Mondes. Die weiblichen Mitglieder tragen als Ordenszeichen einen mit Pfeilen gefüllten Köcher . . .

— Und was tragen die männlichen Mitglieder?

— Hirschgeweihe und Halsbänder, wie Actäon und dessen Gefolge, die, wie bekannt, die erzürnte Göttin der Keuschheit in Jagdhunde verwandelt hat..

— Und pflegen Sie jeder Sitzung beizuwohnen?

— Ich fehle selten oder nie...

— Woher kommt's denn, daß Sie bei der heutigen Generalversammlung nicht zugegen sind?

— Ist heute Generalversammlung? fragt Patroklus von Heupferd.

— Allerdings!

— Und woher wissen Sie dies!

— Ich weiß es von der Schatzmeisterin!

— Sie kennen die reizende unerbittliche Artemisia?

— Ich habe die Ehre!

— Welch ein Weib! ruft Heupferd, küßt seine Fingerspitzen und stößt mit dem Ellbogen die vor ihm stehende Tasse mit der Chocolade um.

Letztere ergießt sich auf dessen Beinkleider.

— Schade um die Chocolade!

— Bedauern Sie lieber meine nagelneuen Hosen! Ich habe heute wahrhaft mastodontisches Pech!

— Was ist dies für eine Sorte?

— Eine neue, die ich erfunden habe. Mastodon

war ein urweltliches Ungeheuer aus der Familie der Pachydermen. Der Mastodon Ohioticus oder Maximus wird von den Eingeborenen Amerika's kurzweg „Ochsenvater“ genannt.

— Kennen Sie einen dieser „Ochsenväter?“

— Ich kenne sogar Mehrere, unter Andern den Mastodon Tapiroides und den Mastodon Humboldtii..

— Ich bewundere Ihre tiefe Gelehrsamkeit . . .

— Sie ist uns Heupferden gleichsam angeboren.

— Das glaube ich selbst, entgegnet Strauß, der sich Mühe gibt, das Lachen zurückzudrängen.

— Apropos, ruft Heupferd, der noch immer damit beschäftigt ist, seine mit Chocoladeguß gefärbten Pantalons abzutrocknen, wissen Sie vielleicht mir zu sagen, welches Ende Ihr früheres Stubenmädchen Creszenzia genommen?

— Ein trauriges Ende: sie hat sich verheirathet!

— Mit wem?

— Mit dem unbändigen Fiacre Joseph Herzog.

— Gerechter Gott! ruft Herr von Heupferd. „Sie stirbt unter den Hufen der Pferde!“

— „Das ist das Loos des Schönen auf der Erde,“ ergänzt Meister Johann. Uebrigens scheinen Sie sich sehr für sie zu interessiren . . .

— Sehr! gesteht Patroklus, seine Brillengläser anhauchend. Wo wohnt denn das arme Weib?

— Mariahilf, im blauen Bock.

— Im blauen Bock . . . ein göttlicher Witz! Darauf werde ich ein Preis-Lustspiel schreiben.

— Versäumen Sie es nicht, sagt Strauß und entfernt sich.

Heupferd aber bürstet noch immer seine Unaussprechlichen.

Wenige Augenblicke später tritt der geniale Hofschauspieler Ludwig Löwe, gleichfalls Mitglied der Ludlamshöhle, ein.

— Was gibt es Neues? fragt Heupferd?

— Ihr als Journalist müßt immer mehr Neues erfahren als Unsereiner!

— Ich lese nur mein eigenes Blatt . . .

— Und dennoch wißt Ihr Alles. Das aber, was Ihr vielleicht noch nicht wissen werdet, will ich Euch sagen. Gestern Abend ist Salauchos gestorben.

— Salauchos? Den alten Schweden kenne ich nicht!

— Salauchos ist nicht Schwede, sondern Grieche.

— Meinetwegen Chinese, mich kümmert er nicht!

— Und Ihr wollt ein Gelehrter sein? Ihr wollt

behaupten, Alles zu wissen, und wißt nicht einmal, wer Salauchos gewesen ist. Pfui, pfui, lieber Freund, schämt Euch!

— Ei, warum soll ich mich schämen?

— Weil Ihr keine Ahnung zu haben scheint von dem, was der große Salauchos war.

— Nein, ich weiß dies allerdings nicht.

— Sagt dies um Gotteswillen keinem andern Mitgliede der Ludlamshöhle, sonst werdet Ihr ohne Weiteres hinausballottirt. Salauchos war der griechische Titus Livius. Er stammte in gerader Linie vom großen Gedächtnißriesen Simonides aus Kos ab und hatte eine neue Weltgeschichte erfunden. Er bewies darin u. A. daß die Familie derer von Heupferd nicht von den egyptischen Hyksos oder Hirtenkönigen, sondern von Japhet, einem der drei Söhne Noah's, der sich bald nach der Sündfluth als Tabaktrafikant in Klosterneuburg niederließ, abstammen soll.

— Schade, daß dieser Mann gestorben ist! Ich hätte ihm durch den Stammbaum unserer Familie beweisen können, daß König Pharao, der die Kinder Israels verfolgt hatte, der Uhrahn unseres Hauses, der Erste derer von Heupferd gewesen war. Wo ist er denn gestorben?

— König Pharao?

— Salauchos, meine ich, sagt Pharao's Nachkomme.

— Im Kloster der barmherzigen Brüder in der Taborstraße. Er kam von Carlsbad und war Willens, geraden Weges nach seiner Vaterstadt Nauplia zurückzukehren, als er vorgestern Abend einen Cholera-Anfall bekam und gestern Abend seinen Geist aufgab.

— Ich werde seinen Nekrolog schreiben, verspricht Heupferd.

— Thut das, lieber Freund, spricht Löwe.

3.

Am andern Morgen las man im „goldenen Esel“:

*** Vorgestern ist im Spitale der barmherzigen Brüder der berühmte Geschichtsforscher Salauchos aus Nauplia an der Cholera gestorben.

4.

An demselben Morgen, an welchem in den vier Exemplaren von Heupferd's Zeitschrift jene Todesanzeige zu lesen war, entwickelte sich zwischen Strauß und seiner Frau, die bei'm Frühstücken saßen, nachfolgendes Zwiegespräch:

— Du bist heute etwas einsylbig, guter Hans, begann Toni.

— Ich fühle mich ein wenig angegriffen . . .

— Ah, vermuthlich von der gestrigen Anstrengung!

— Von welcher Anstrengung?

— Stelle Dich nur nicht so unschuldig! Ich weiß doch, was ich weiß!

— Und darf ich wissen, was Du weißt?

— Ich weiß, daß Du mir gestern wieder einmal untreu gewesen warst . . .

— Schon wieder einmal?

— Du hattest gestern Früh ein Rendezvous . . .

— Ich? fragt der Ehemann, etwas bestürzt.

— Ei, wer denn sonst als Du? Oder hast Du Lust, es wieder zu läugnen?

— Erlaube, liebe Toni, daß ich lache . . .

— Worüber, treuloses Ungeheuer?

— Ueber die niedliche Art und Weise, wie Du mich in eine Falle locken willst. Ich weiß nichts von einem Rendezvous!

— Ich will Deinem Gedächtnisse zu Hilfe eilen. Sag' mir, lieber Hans, wie heißt doch schnell in Kreutzer's „Nachtlager von Granada" jene reizende Unschuld, die sich in den schmucken Jägersmann verliebt?

— Gabrielle! erwiedert Strauß und erschrickt unwillkürlich.

— Ei, guter Hans, warum erschrickst Du? Quält Dich bei Nennung dieses Namens irgend eine zärtliche Erinnerung?

— Was fällt Dir ein? Du irrst Dich, meine reizende Toni!

— Nein, nein, ich irre mich nie! O, nicht blos in Granada, auch in Wien gibt's kokette und verschmitzte Gabriellen, die einer verlorenen Taube nachlaufen und sich mir nichts dir nichts in die Arme eines irrenden Ritters werfen.

— Kind, was willst Du damit sagen?

— Ich will damit sagen, wie unendlich leid es mir thut, daß Du Gräfin Gabrielle, die Dir gestern Früh ein Stelldichein gegeben, nicht zu Hause fandst.

— Toni, nun fange ich wirklich zu glauben an, daß Deine Eifersucht Dich verleitet, mir nachzuspüren.

— Du irrst, guter Hans! Du selbst erleichterst mir meine Nachforschungen.

— Wie so? Wodurch?

— Auf die einfachste Art und Weise! Du warst so überaus freundlich, den Liebesbrief, den die Schatzmeisterin des keuschen „Dianen-Ordens“ an Dich ge-

schrieben hatte, in der Seitentasche Deines Frackes stecken zu lassen. Heute Morgen ist er zufällig herausgefallen.

— Mein Frack? fragt Strauß ganz betreten.

— Nein, ihr Brief! Ich habe mir erlaubt, ihn zu lesen. Hier ist er, spricht Toni und gibt ihrem Gatten Gabriellens Billet zurück. Du hast Dich selbst verrathen!

— Das ist ja ganz abscheulich!

— Allerdings, aber nicht von mir! Was kann denn ich dafür, daß Du Deine verliebten Geheimnisse so offen und ungenirt mit Dir herumträgst! Seit wann kennst Du diese Gabrielle?

— Erst seit vorgestern.

— Und gestern schon ein zärtliches Rendezvous? Diese Gabrielle scheint große Eile zu haben...

— Sie ist eine höchst anständige Dame...

— Sage lieber, eine ganz durchtriebene Kokette!

— Ihr Vater wünscht meine Bekanntschaft zu machen...

— O, das kennen wir! Der Graf ist ein alter Esel...

— Kennst Du ihn?

— Nein, aber ich wünsche seine Bekanntschaft zu

machen und werde ihn mit Deiner gütigen Erlaubniß besuchen, um bei dieser Gelegenheit auch seine saubere Tochter kennen zu lernen.

— O, sie ist mehr als sauber! Sie ist schön und gar nicht stolz.

— Wirklich? fragt Toni mit bittersüßem Lächeln.

— Du verkennst sie ganz und gar. Sie schwärmt nur für meine Tänze.

— Auch das kennen wir, lieber Hans! Den Sack schlägt man und den Esel meint man!

— Höre, Toni, ich bin kein Esel.

— Aber etwas Schlimmeres noch als dies. Du bist ein herz- und treuloser Verräther! schluchzt Toni und fängt zu weinen an.

Strauß aber kann keine Thränen sehen. Er versucht's, seine Frau zü beruhigen. Aber Toni fährt zu weinen fort.

— Ich bin das unglücklichste Weib auf Gottes Erdboden! ruft sie aus. Das Maaß Deiner Untreue ist voll!

— Deine Eifersucht bringt mich in Verzweiflung!

— Deine Untreue bringt mich in's Grab! Ach wär' ich nur erst todt! Dann erst würdest Du begreifen, was Du an mir besessen, was Du an mir verloren hast.

— Hör' auf zu weinen, reizende Toni. Deine Thränen brechen mir das Herz.

— O Du hast gar kein Herz; sonst könntest Du mich unmöglich so oft hintergehen.

— Liebste, beste Toni, sei doch vernünftig! Ein armer Künstler hat immer Anfechtungen . . .

— Am Ende will er noch bedauert sein?

— Allerdings! Allerdings! Ach, Toni, ich bin sehr zu beklagen! Morgen Abend ist Fest im Sperl. Ich soll dazu einen neuen Walzer componiren. Und Tausend-Sapperment, mir fällt nichts ein! Der Tanz ist da, aber der Titel, der Titel fehlt mir noch. Halt, da fällt mir Etwas ein! Weißt Du was, liebes Kind, ich werde den neuen Tanz, den ich nun in's Reine bringen will, „Tausendsapperments-Walzer" nennen.

— Ich wüßte einen viel dankbarern Titel. Nenne ihn doch lieber „Gabriellen-Walzer."

— Nicht übel! Den Titel, Kind, merke ich mir!

— Auch diesen Hohn noch? Hans, Du bist ein unverbesserlicher Taugenichts!

— Ach, nur Frohsinn ist mein Ziel! Siehst Du, auch dies ist ein guter Titel! Jetzt lasse mich allein, himmlisches Weib! Ein zahlloser Schwarm neuer

Melodien umsummt mein Ohr! Jetzt, reizende Toni, muß ich componiren!

Sie begab sich in ihr Zimmer. Strauß machte sich an die Arbeit.

5.

Und acht Tage waren seitdem verflossen. Während dieser kurzen Zeit hatte Meister Stranß, begeistert von dem Bilde der Gräfin, fünf, wiederhole fünf neue Tänze ausgebrütet: Opus 59, „die vier Temperamente;“ Opus 60, „Carnevalsspende;“ Opus 61, Tausendsapperments-Walzer;“ Opus 62, „Montecchi-Galopp“ und Opus 63, „Frohsinn ist mein Ziel!“

Alle diese Walzer machten ungeheures Furore. Strauß geigte sich dadurch tiefer und immer tiefer in die Herzen der schönen tanzlustigen Wienerinnen ein. Alt und Jung schwärmten für ihn. Selbst Meister Lanner beneidete ihn um den glänzenden Erfolg seiner neuen Geigenthaten. Die ganze Kaiserstadt war entzückt davon. Nur eine schien sich nicht zu freuen. Und diese Eine war — seine Frau!

6.

Zwei Tage nach Gabriellens Rückkehr machte ihr Strauß seine Aufwartung.

Die Gräfin empfing ihn in einem mit asiatischem Luxus ausgestatteten Boudoir in einem jener klug berechneten Morgenanzüge, die ganz und gar geeignet sind, einer so vollblütigen Einbildungskraft, wie der unseres Freundes, ein gefährliches Schach zu bieten.

Strauß ist geblendet von ihrer Schönheit.

— Ich freue mich, Sie endlich bei uns zu sehen, sagt Gabrielle, ihm ihre Hand reichend. Ich habe oft, sehr oft an Sie gedacht und mich viel von Ihnen unterhalten. Auch meine Tante brennt vor Begierde, Sie kennen zu lernen und in die heitern Geheimnisse unseres Ordens einzuweihen. Ich habe ihr versprechen müssen, Sie mal mitzubringen. Darf ich hoffen, daß Sie mich das nächste Mal begleiten werden?

— Gewiß, sobald es meine Zeit erlaubt . . .

— Sie müssen sich frei zu machen suchen, um mir und meiner Tante mindestens acht Tage lang in der Parkeinsamkeit ihres stillverschwiegenen Schlosses ungestört anzugehören.

Die Gräfin begleitete das Wort „ungestört“ mit einem Blicke, der Alles errathen und nichts zu wünschen übrig ließ.

— Ich werde versuchen, mich loszureißen . .

— Wie Schade, daß Sie verheirathet sind! Künstler Ihres Gleichen sollten immer ledig bleiben. Die Ehe, sagt man, habe manches Unbequeme . . .

Strauß läßt einen kleinlauten Seufzer hören.

— Sie scheinen unglücklich zu sein, bedauert die Kokette.

— Das eben nicht, aber . . .

— Aber? wiederholt Gabrielle mit zweifarbigem Lächeln.

— Dann und wann etwas sehr genirt. Es gibt Augenblicke, in welchen ich mir wie ein schlecht angeschriebener Sünder vorkomme, der fortwährend unter polizeilicher Aufsicht steht . . .

— Ihre Frau, sagt man, sei eifersüchtig.

— Ueber alle Beschreibung und oft bis zum Exceß!

— Wissen Sie, Herr von Strauß, daß die fast sprichwörtlich gewordene Leidenschaft Ihrer guten Frau Sie doppelt interessant macht? Es gibt Frauen, denen es einen ganz eigenthümlichen Genuß gewährt, die Eifersucht anderer Frauen aufzustacheln, um sich für die Folterqualen dieser trostlosen Leidenschaft, die sie selber empfinden, an Andern zu rächen. Auch ich bin bisweilen etwas eifersüchtig . . .

— Um so mehr, Gräfin, haben Sie gewiß Mit-

leid mit jenen armen Geschöpfen, die an demselben Uebel leiden.

— Mitleid steht nicht in meinem Wörterbuche. Ich liebe es, mich zu rächen . . .

— Und an wem, meine schöne Nemesis?

— An jeder Frau, die ihren Mann quält . . .

— Und wodurch rächen Sie sich?

— Ganz einfach dadurch, daß ich mir die Huldigung eines solchen Märtyrers der Ehe viel lieber als die jedes Andern gefallen lasse. Für mich haben — ich gestehe es Ihnen offenherzig — verheirathete Männer immer mehr Reiz als ledige. Sie sind unglücklich, Herr von Strauß. Wir werden versuchen, Sie zu trösten. Sie müssen uns nun täglich besuchen . . .

— Ich werde mich glücklich schätzen, in Ihrer begeisternden Nähe verweilen und der göttlichen Musik Ihrer Stimme neue Tanzlieder ablauschen zu dürfen.

— Wir wollen tagtäglich ein wenig musiciren und uns dann und wann dem süßen Traume überlassen, daß Sie, beklagenswürdiges Opfer mißverstandener Ehe, noch ganz und gar frei wären. Machen wir sogleich den Anfang. Gestatten Sie mir, Ihnen einen Ihrer neuesten und meiner Ansicht nach gelungensten Walzer: „Mein schönster Tag in Baden,“ vorzuspielen.

— Ich werde ein geschliffenes Ohr haben, sagt Strauß und führt die Gräfin zum Clavier.

Gabrielle setzt sich und läßt ihre weißen, langen, zartgegliederten Finger mit Blitzesschnelle präludirend über alle sieben Octaven des Instrumentes hingleiten.

— Wie gefällt Ihnen der Ton?

— Fast klingt er so süß wie Ihre Stimme . . .

— O ich kann auch singen! Das Wie aber überlasse ich Ihrem Urtheile, spricht Gabrielle und beginnt das Lied:

Eine liebestrunk'ne Mücke
Flattert um ein helles Licht,
Das so mild wie Mondenschimmer
Durch den Wolkenschleier bricht.

Sie umkreis't die lichte Flamme
Und verbrennt die Flügel sich;
Sterbend summt sie das Geständniß:
„Holdes Licht, ich liebe Dich!"

Gönne der verbrannten Mücke
Dieses süßen Todes Ruh' . . .
Frage nicht: wer ist die Mücke?
Wisse, dieses Licht bist Du!

Frauen, die wir lieben, erscheinen uns doppelt reizend, doppelt gefährlich am Claviere. Die Gräfin schien dies zu wissen. Und aus diesem Grunde war

sie so schnell an Streichers Flügel geeilt, um den Zauber ihrer Stimme, die Fertigkeit ihrer Gesangskunst zu entfalten.

— Sie singen wie die Fodor . . .

— Sie spotten wie ein Schalk . . .

— Die Musik dieses Liedes ist von Proch?

— Nein, Herr von Strauß, sie ist von mir!

— Wie, Gräfin, auch Sie componiren?

— Nur höchst mittelmäßig, wie Sie hören, erwiederte Gabrielle und spielte jetzt den oben gerühmten Walzer und zwar mit solchem Ausdruck, mit solchem Feuer und bei dem Allem mit so hinreißender Koketterie, daß das Herz des glücklichen Componisten bald in lichterlohen Flammen stand.

— Noch Niemand hat diesen Walzer so wahr und so reizend aufgefaßt, als Sie, Gräfin . . .

— Ich ahnte, was Sie sich dabei gedacht . . .

— Ich habe dabei an Sie gedacht, bekennt Strauß.

— Ist das wahr? fragt Gabrielle.

— Sie, Gräfin, waren die Muse, die mich zur Schöpfung dieses Tanzes begeistert hatte.

— O, dann finde ich ihn noch einmal so schön, sagt die Kokette und verläßt das Clavier.

In demselben Augenblicke tritt Robert ein.

Robert ist ein Geck, der mindestens achtzehn Ahnen und Millionen — Sommersprossen hat und mehr Felder im Wappen als in der Wirklichkeit besitzt, aber er ist Offizier und Kammerher, ein vollendeter Reiter und Stutzer.

Der Graf klemmt sein Glas in's rechte Auge, betrachtet seinen Quasi-Nebenbuhler und sagt dann mit hochtoryischem Lächeln:

— Ah, sind Sie es, bester Strauß?

— Ja, ich bin es, bester Hauptmann! Die Gräfin war so artig, mir kurz vorher eine ihrer reizenden Compositionen, „die Mücke und das Licht," vorzuspielen.

— Und wie finden Sie das Ding? fragt Robert.

— Ich finde, daß es mehr als blos Ding, ich finde, daß es ein Lied, ein Lied im schönsten Sinne des Wortes ist.

— Das freut mich, mein lieber Strauß! Ihr seht, daß man, um Musik zu machen, nicht durchaus bürgerlicher Abkunft zu sein braucht. Auch der Adel weiß zu componiren . . .

— Ich habe mir nie erlaubt, daran zu zweifeln, entgegnet Strauß und greift nach seinem Hute.

— Wie, Sie wollen uns schon verlassen? fragt Gabrielle.

— Die Correctur meiner neuen Walzer ruft mich zu meinem Verleger. Ich muß fort und bedaure unendlich, für heute so wenig oder nichts von der geistreichen Unterhaltung des Herrn Grafen profitirt zu haben.

— Das ist nicht meine Schuld, sagt Robert. Ich hindere Sie durchaus nicht, an mir zu profitiren . . .

— Nächstens werde ich das, was ich heute versäume, doppelt nachholen, sagt Strauß und empfiehlt sich.

— Dieser bürgerliche Künstler ist etwas hochnäsig, wie mir dünkt, sagt der Graf, nachdem Strauß sich entfernt hat. Und trotzdem, beste Gräfin, scheinen Sie an diesem Plebejer ein ganz besonderes Gefallen zu finden.

— Ich liebe, wie Florian, die Abwechselung und sage wie er: diversité, c'est ma devise!

— Wer war dieser Florian, schöne Gabrielle?

— Er war, wie Sie, Dragoner-Capitän und nebenbei Schäferdichter.

— War er auch Graf und Kammerherr?

— Ach, leider nicht, sonst hätte ich ihn, wäre er zufällig nicht schon todt, auf der Stelle geheirathet, denn über Alles schwärme ich für Dichter, Musiker Schauspieler und . . .

— Heupferde! fügt er laut lachend hinzu, ganz natürlich! denn Heupferd ist ja ein Cavalier der Poesie, Mitglied des „Dianen-Ordens“ und . . .

— Das Beste gerade vergessen Sie: Herausgeber des „goldenen Esels.“ Dann und wann ist man thöricht genug, sich auf ein Weilchen auch die Huldigung eines Journalisten, sobald er Verse auf uns drucken läßt, huldreich gefallen zu lassen.

— Gräfin Gabrielle will Allen die Köpfe verdrehen . . .

— Car tel est notre bon plaisir, gestand die reizende Kokette und fädelte sofort ein den Gang unserer Erzählung nicht berührendes Gespräch ein.

7.

Der arme Strauß, der in seiner Ehe eben nicht allzuglücklich war, suchte sich für das, was er zu Hause vermißte, außerhalb desselben bestmöglichst, aber stets mit Rücksicht auf's Decorum, zu entschädigen. Er hatte oft eben so viele vorübergehende Liebschaften als Melodien im Kopfe. Die Ehemänner eifersüchtiger Frauen sind in der großen Welt gesuchter als andere, namentlich wenn der Name so berühmt und volks-

thümlich wie jener unseres liebenswürdigen Freundes ist, den ganz Wien, ganz Deutschland, ganz Europa kennt.

Strauß war eine jener bevorzugten Naturen, für die das Lieben mehr als blos Zeitvertreib, sondern geradezu Nothwendigkeit, unabweisbares Bedürfniß, zweite Natur, gleichsam sechster Sinn und eilfter Finger ist. Für diese Naturen ist Lieben und Leben identisch und für sie passen jene Verse:

„Ach die Liebe giebt uns Leben,
Und das Leben giebt uns Leid.
Aber Leid und Liebe geben
Uns des Lebens Seligkeit."

Diese Nothwendigkeit trieb ihn oft zu Extremen hin: er liebte ohne Unterschied Alles, was weiblichen Geschlechtes war. Dennoch behielt er immer eine gewisse Vorliebe für Blonde mit schwarzen Augen, denn er liebte vor Allem die Gegensätze und aus diesem Grunde pflegten auch dunkle Haare mit blauen Augen auf ihn tiefen Eindruck zu machen.

Kein Wunder also, daß auch Gräfin Gabriellens Schönheit ihn nicht unempfindlich ließ.

Ihre schlau berechnete Gefallsucht verstand es, alle Minen in Bewegung zu setzen, um ihn sterblich in sie

verliebt zu machen. Es schmeichelte seiner Eitelkeit, daß eine der vornehmsten, jüngsten und schönsten Gräfinnen des Ungarlandes mit Augen feurig und glühend wie die Trauben am Hegyalla, woraus man den Nectar des Tokaiers keltert, ihn bei jeder Gelegenheit auszeichnete und bevorzugte und nicht müde ward, ihn durch die Ambrosia ihres Lobes zu berauschen und ihm hundert Mal zu wiederholen, daß es für sie keinen höhern Genuß, keine süßere Wollust, keinen wollüstigeren Taumel gäbe, als an den sympathischen Lippen seiner Walzer zu schwelgen und aus ihnen den tröstenden Lethe für alle Leiden des Herzens und der Seele zu schlürfen. Der Teufel bleibe kalt und gefühllos, wenn uns dies alles und noch mehr die rosigen Zauberlippen einer Circe sagen, deren Blicke feuerspeiende Berge und deren Worte berauschende Accorde sind.

Die Folge der alltäglichen Besuche unseres Freundes in Gabriellens Irrgarten der Liebe war ganz einfach und natürlich die, daß Meister Strauß über Hals und Kopf, bis auf die Wurzel seiner Haare, bis an den Rand seiner Nägel, sich mehr und mehr in sie verlieben mußte.

Die herzlose Kokette frohlockte im Stillen. Es

gewährte ihr Vergnügen, ein neues Opfer in die losen Maschen ihrer unwiderstehlichen Reize zu locken; es fröhnte ihrer Eitelkeit, zu wissen, daß sie der Mittelpunkt aller seiner Gedanken, das Endziel seiner heißesten Wünsche sei.

Eines Tages, als er, sich und die Welt vergessend, im Sinnenrausche zu ihren Füßen lag, wagte er ihr offen die ganze Gluth seiner Liebe zu gestehen. Er erwartete, die Gräfin werde, das Feuer seiner Empfindung theilend, mit Entzücken das Geheimniß seines Herzens hinnehmen.

Gabrielle aber schien dadurch schwer beleidigt. Sie entzog ihm ihre Hand, auf die er den Schwur heißester Liebe geküßt, erhob sich rasch und sagte zu ihm:

— Mein Herr, was fällt Ihnen ein? Sie wagen es, mir ganz unbefangen eine Liebeserklärung zu machen, und scheinen ganz und gar zu vergessen, daß Herr Strauß verheirathet und Gräfin Gabrielle seit gestern die erklärte Braut des Grafen Robert ist . . .

— Großer Gott, was muß ich hören?

— Unsere Verlobung, die Sie in längstens acht Tagen in den Zeitungen werden angezeigt finden . . .

— O Himmel, ist denn dies möglich?

— Was finden Sie Unmögliches darin, daß ein reicher, vornehmer Cavalier sich mit der Tochter und einzigen Erbin eines der reichsten Edelleute vermählt? . . .

— Aber ich, Gräfin, ich liebe Sie!

— Möglich! Aber war ich's, die Sie hieß, sich in mich zu verlieben?

— Sie ermuthigten mich bei jeder Gelegenheit . . .

— Allerdings, aber eben nur zum Zeitvertreib . . . wir plauderten, wir musicirten zusammen. Das war Alles!

— Gräfin! rief Strauß empört, Sie sind . . .

— Eine arge Kokette, wollen Sie sagen. So spricht jeder Mann, der das kleinste Zeichen herablassender Artigkeit für einen Beweis glühender Liebe hinnimmt und, in seiner eitlen Voraussetzung und blinden Selbstvergötterung getäuscht, sich selbst für ein betrogenes Opferlamm, die Aermste aber, die sich bei diesem Zeitvertreibe durchaus nichts Arges gedacht hat, für eine falsche Schlange, für ein herzloses Ungeheuer erklärt. Kommen Sie zur Besinnung, Herr von Strauß: lernen Sie einsehen, daß es sehr Unrecht war, die Kluft zu vergessen, die zwischen mir und Ihnen liegt.

Strauß war einen Augenblick ganz vernichtet.

Bald aber raffte er seinen ganzen Künstlerstolz zusammen und erwiederte mit ruhiger Würde:

— Gräfin, Sie haben sich mit vollem Recht eine Kokette genannt und über sich selbst den Stab gebrochen. Mit Einem Male haben Sie mir die Schuppen vom geblendeten Auge weggerissen und sich mir gezeigt ohne Schminke, ohne Schleier, in Ihrer wahren Gestalt. Sie sind schön, bezaubernd schön, Gabrielle; das ist aber auch Alles; denn Sie haben kein Herz, keine Seele!

Die Gräfin lächelte spöttisch und schwieg.

— Sie verhöhnen mich . . . ich verzeihe Ihnen. Sie haben mit der Ruhe meines Herzens ein freventliches Spiel gespielt; auch dies, Gräfin, vergebe ich Ihnen. Sie heirathen den Capitän Grafen Robert. Mögen Sie diese Wahl niemals bereuen! Ich wünsche Ihnen alles Glück dazu. Vergessen Sie, daß ich Sie wahr und ehrlich geliebt habe, und verzeihen Sie mir, wenn ich Ihnen gestehe, daß ich Zeit brauchen werde, um die unselige Leidenschaft, die ich für Sie gefaßt, siegreich niederzukämpfen. Dies ist Alles, was ich Ihnen zu sagen habe, schloß Strauß, verbeugte sich und ging.

— Ei, seht doch diese lächerliche Anmaßung! rief

Gabrielle, als er sie verlassen hatte. Aber so sind sie Alle, Alle! Jeder Künstler ist die personifizirte Eitelkeit! Wie konnte dieser Blödsinnige sich einbilden, daß ich ihn wieder liebe? Ich, die einzige Tochter eines unermeßlich reichen Vaters, und er nichts weiter als ein bürgerlicher Musikus mit einer bürgerlichen Geige, ein Emporkömmling, welcher leidlich-hübsche Walzer schreibt. Wer aber schreibt heutzutage nicht hübsche Walzer? Und dieser bürgerliche Geigenfürst wagt es, sich in eine Gräfin zu verlieben, die fast eben so viele Ahnen als dieser arme Teufel passable Walzer aufzuweisen hat! Das ist mehr als dumm! Das ist impertinent! ruft sie aus und setzt sich an's Clavier, um ihren Gedanken eine andere Richtung zu geben. Ich bin überzeugt, fährt sie fort, daß er sich um mich grämen und mich gerade, weil ich ihn so schnöde abgefertigt habe, nicht so bald vergessen wird. Ça suffit! ruft sie aus und intonirt ein neues Tanzstück.

Diesmal aber war es kein Walzer von Strauß, sondern eine Quadrille aus Herold's „Zampa".

Auch Gräfin Gabrielle war eine „Marmorbraut". Sie hatte einen Teint von Seide und ein Fleisch sammetweich wie Pfirsichflaum; ihre Seele aber war

kalt und blasirt und ihr Herz schien von Marmor.
— — — — — — — — — — —

8.

Strauß war seit jenem Tage niedergedrückt. Gabriellens Benehmen hatte ihn tief geschmerzt. Aber trotz der Kränkung, die sie ihm zugefügt, konnte er sie nicht vergessen.

Je wegwerfender manche Frau ihre Anbeter behandelt, desto glühender gestaltet sich oft deren Liebe zu ihr.

Meister Johann, der gewohnt war, überall Erhörung zu finden, schien doppelt unglücklich, weil die Gräfin die Erste war, die sich von ihm nicht erobern ließ.

Seine Verstimmung darüber hemmte die Flügel seiner musikalischen Produktion. Er versuchte etwas Neues zu componiren. Es ging nicht.

Das Einzige, was er in einem Zeitraume von zwei Monaten zu Stande gebracht hatte, waren die „Robert-Tänze" (Opus 64).

Gabriellens neidenswerther Bräutigam, Graf Robert, war der Teufel, der ihm die Ruhe seines

Herzens, die Heiterkeit seines Gemüths, die Laune zum Schaffen geraubt hatte.

Um sich zu zerstreuen, machte Strauß mit seiner Kapelle einen Ausflug nach Pesth. Es war dies seine erste Kunstreise.

Der Ruf, der ihm vorausgeeilt war, bereitete ihm dort eine enthusiastische Aufnahme und einen höchst glänzenden Erfolg.

Strauß war der Held des Tages. Ungarns reizende Frauen entschädigten ihn reichlich für seine erste Niederlage. Jung und Alt schwärmte für den Wiener Amphion, dessen hinreißende Geige, dessen feuriges Spiel manchen Ungar an den Zigeuner-Virtuosen Bihary erinnerten, dessen Andenken im Herzen aller Magyaren ungeschwächt fortlebt.

Hier war's, wo er am Morgen seines letzten Concertes sein Opus 66 „Erinnerung an Pesth" componirte.

Von Ungarns Hauptstadt zurückgekehrt, schrieb er noch immer unter dem düstern Eindruck der Erinnerung an Gabrielle sein Opus 67, „die erste Walzer-Guirlande". Man hörte aus diesen Tänzen eine gewisse Verstimmung heraus.

In Gabriellens Herzen war unterdessen eine große Veränderung vorgegangen.

Sie schien den kalten Stolz, mit dem sie seine glühende Verehrung zurückgewiesen hatte, mit jedem Tage mehr und mehr zu bereuen.

Aber diese Reue erwachte zu spät!

Gabriellens Vater und Bräutigam drangen auf baldige Vereinigung.

Acht Tage darauf sollte Hochzeit sein. Die Braut mußte sich fügen in den Willen ihres Vaters.

Der Bräutigam fährt zum zurückgesetzten Nebenbuhler.

— Liebster Strauß, sagt Graf Robert, ich komme mit einer Bitte ...

— Womit kann ich dienen, Herr Graf?

— Heut über acht Tage soll unsere Hochzeit sein. Sie würden meiner liebenswürdigen Braut und mir eine große Gefälligkeit erweisen, wenn Sie sich, als ehemaliger Anbeter der schönen Gabrielle, bereit finden ließen, auf unserm Hochzeitsfeste die Leitung des Orchesters zu übernehmen und zu Ehren meiner Zukünftigen einen neuen Walzer zu componiren.

Anfangs ist Meister Strauß empört darüber.

— Ich muß gestehen, sagt er etwas aufgeregt, daß ich solch' einen Antrag nicht erwartet habe.

— Ich hoffe meiner Braut, die Sie im Stillen

sehr zu lieben scheint, damit eine große Aufmersamkeit zu erweisen. Gräfin Gabrielle ist seit einiger Zeit etwas schwermüthig. Ich wünsche durch Ihre Gegenwart sie ein wenig aufzuheitern . . .

— Ist die Gräfin nicht mehr so lustig als früher?

— Sie läßt jetzt — ich weiß nicht warum? — das Köpfchen hängen und affichirt einen hohen Grad von Melancholie, die ich — unter uns gesagt — für Komödie halte; denn meine Braut ist, wie Sie sich sattsam überzeugt haben, beispiellos kokett. Heute lacht sie, morgen weint sie. So machen es ja alle Koketten. Aber Unsereiner kennt das schon! Schwermuth genirt mich nicht im Geringsten. Sie ist die einzige Erbin eines unverschämt-reichen Vater's, folglich wird sie ohne Weiteres geheirathet. Verstanden?

— Wer sollte das nicht verstehen?

— Ich darf also darauf rechnen, daß Sie am Tage unserer ehelichen Verbindung das Orchester dirigiren?

— Rechnen Sie darauf!

— Und daß Sie meiner Braut zu Ehren einen neuen Walzer spielen werden. Verlangen Sie dafür, was Sie wollen. Ich zahle Ihnen, was Sie wünschen!

— Ich wünsche und verlange gar nichts.

— Ça se trouvera! sagt der Franzose. Auch ich kann bisweilen generös sein. Rechnen Sie auf meine ganze Großmuth, spricht der bornirte Kammerherr, drückt ihm verbindlich die Hand und entfernt sich.

— Man will Dich demüthigen, spricht Strauß zu sich, als der Dragoner-Capitän ihn verlassen hat. Und dennoch, dennoch verzeihe ich ihm! Verschafft er mir doch dadurch das Glück, Gabriellens Hochzeit beizuwohnen und Zeuge der untergehenden Sonne ihrer jungfräulichen Schönheit zu sein. Ach, daß ich sie vergessen könnte! Aber ihr reizendes Bild steht mit so feenhaften Farben vor dem Spiegel meiner Seele, daß aus jedem Notenkopfe, den ich niederschreibe, mich die Mondnacht ihrer Augen anlacht. Ich werde sie nie, niemals vergessen!

So ungefähr spricht ja jeder Verliebte. Aber Alle pflegen sich zu täuschen. Das Herz verschmerzt auch den härtesten Liebesgram. Nur Lüge und Heuchelei lieben ewig. Selbst die glühendste Liebe ist vorübergehend. Ni jamais, ni toujours — c'est la devise de l'amour!

Strauß machte sich noch an demselben Tage an die Composition des Hochzeitswalzers.

Dieser Walzer sollte der Dolmetscher seiner tiefinnersten Gefühle, der Dragoman seines Grames, der musikalische Selam seiner verschmähten Liebe werden und ihrem Herzen, wenn auch nicht Gegenliebe, doch wenigstens Mitgefühl und Reue einflößen.

Nachts, wenn Alles in seinem Hause schlief, nahm er seine an jeder Freude, wie an jedem Schmerze schwesterlich theilnehmende Geige, öffnete das epheuumrankte Fenster seines Arbeitszimmers, starrte in die schweigende Nacht hinaus, phantasirte auf seinem Instrumente und klagte den verschwiegenen Sternen, welche freundlich-mild auf ihn herniedersahen, die stille Odyssee seines tiefen Leides. Aus jedem dieser Sterne blitzte ihm Gabriellens Auge entgegen. O, glückliche Zeit, in welcher das Herz sich unglücklich fühlt aus verschmähter Liebe!

Zuweilen trat eine Thräne in sein Auge, denn bei jedem Takte, den er improvisirte, dachte er an Gabrielle.

Mir aber schwirrt dabei eines meiner ältesten Lieder durch's Gehirn; es lautet:

Willst Du Eis in Gluth verwandeln,
O dann merke Dir geschwind:
Mußt mich en canaille behandeln,
Und dann lieb' ich Dich, mein Kind!

Willst Du Gluth in Eis ersticken,
O dann merke Dir den Satz:
Mußt mit Liebe mich erdrücken,
Und dann hass' ich Dich, mein Schatz!

Willst Du siegen, o dann scheine
Nie zu warm und nie zu kalt:
Heute lache, morgen weine,
Gluth und Eis zerschmelzen bald!

Dies probate Mittel zur Eroberung männlicher Herzen schien Niemand besser zu kennen als die Braut des Grafen Robert.

Gräfin Gabrielle war eine Vollblut=Kokette.

9.

Endlich kam der Tag der Hochzeit.

Der Saal wimmelte von schönen Damen. Gabrielle strahlte aus diesem Blumenkranze wie eine Victoria Regia hervor. Das lilablaue Atlaskleid mit den durchsichtigen Aermeln von Mecheler Spitzen, den zarten Blumengewinden und dem brillantenen Gürtelbande, der Valencienner Blondenschleier, der den Marmor ihres Nackens verhüllte, der blühende Myrtenkranz auf dem reichgelockten Haupte, die Camee auf der Brust, das duftende Veilchenbüschel, das aus dem linken Winkel des blendenden Busens hervorlugte, dies Alles

schien stolz darauf zu sein, daß die schönste aller Bräute sie zum Hochzeitsschmucke auserwählt hatte. Die Edelsteine, die sie trug, schienen feuersprühender, die Perlen glänzender, die Blumen frischer und farbiger als an allen andern Damen dieses Festes.

Strauß, vom Kopfe bis zu den Füßen schwarz gekleidet, gleichsam als hätte er an Gabriellens Hochzeitstage Trauer um ihre verlorene Schönheit angelegt, stand traurig und schweigend auf der Gallerie und dirigirte, nur theilweise mitspielend, das zahlreiche Orchester, das dessen Tänze mit gewohnter Präcision und mit eben so vielem Geschmack als hinreißendem Feuer vortrug.

Gabrielle tanzte mit Diesem und Jenem. Aber so oft sie, ermüdet, ausruhte vom raschen Wirbel des Tanzes, warf sie athemlos einen Blick zu dem armen Verstoßenen hinauf, der still und düster wie eine Trauerweide dastand, die ihre Zweige schwermüthig auf einen frischen Grabeshügel niedersinken läßt. Doch würdigte er sie keines Blickes. Er schien Alles, nur sie allein nicht zu sehen.

Dies beleidigte, dies kränkte ihre Eitelkeit. Außerdem war das, was sie jetzt für den stolzen Künstler

empfand, mehr als Mitleid ... es war Reue, es war Liebe.

Sie sah seine Trauer und war tief bewegt. In ihrem sonst so kalten und gefühllosen Herzen wogte und brauste jetzt ein neuer, nie geahnter Schmerz, der wie ein Strom, welcher urplötzlich sein Uferbett überschritten, mit verheerender Gewalt heranwuchs und ihr die Brust zu zerspringen drohte. Weinen wollte sie, aber sie konnte, sie durfte es nicht. Die unterdrückten Thränen brannten wie siedendes Oel in ihrem schmerzzerrissenen Seelengram.

Die Uhr verkündet Mitternacht. Strauß gibt das Signal zu dem von ihm neu componirten Walzer. Die Paare stellen sich. Gabrielle hängt am Arme ihres blasirten Bräutigams, der ihr jetzt vollständig gleichgiltig ist.

Der Tanz beginnt. Alles lauscht aufmerksam der hinreißenden Musik. Die Meisten vergessen darüber den Tanz. Sie machen Halt und schauen zu dem leichenbleichen Manne hinauf, der noch nie mit so aufgeregtem Gemüthe den Bogen geführt hat.

Strauß läßt sich von dem Schmerze, der sein Inneres zerwühlt, so sehr hinreißen, daß er, fast außer sich, in eine Art anakreontischer Verzückung verfällt.

In diesem Delirium gießt er die ganze Gluth seiner liebetrunkenen Seele in die bald leise zitternden, bald stürmisch klagenden Saiten seines Alles mitfühlenden Instruments.

Sein Bogen raſ't wie sein Herz. Seine Violine bricht wie seine Seele.

Die Braut sieht hinauf zu ihm. Sie gewahrt die Thränen, die aus seinen Augen auf die bleiche Wange, auf die krampfhaft geschlossenen Lippen niederrollen. Gabrielle kann kaum weiter tanzen; ihr Bräutigam aber bittet sie darum. Sie tanzt und tanzt und tanzt. Strauß verfolgt das fliegende Brautpaar mit thränenfeuchtem Blick und eifersuchterfüllten Herzen.

Gabrielle tanzt und mag nicht aufhören. Strauß spielt und will nicht enden. Er ahnt die Macht dieses Walzers, der ihn und sie so maaßlos aufregt, so tief ergreift, so furchtbar erschüttert.

Sie tanzt immer weiter und weiter; er spielt und spielt. Plötzlich platzt eine Saite seiner Geige und in der nämlichen Sekunde fällt die Gräfin erschöpft zu Boden und — ist todt.

Strauß sieht es. Violine und Bogen entgleiten seiner Hand. Leise stöhnt er: „Gabrielle“ und bricht ohnmächtig zusammen.

10.

Der Walzer erhielt später ihren Namen.*) Strauß liebte sie bis an's Ende.

11.

Du sublime au ridicule il n'y a qu'un pas, sagt Napoleon und das, was ein Napoleon sagt, soll, sagt man, immer wahr sein, selbst wenn es unwahr ist.

Auch von der schönen Gabrielle bis zur bildhäßlichen Hermione von Rosenkranz führt uns ein einziger Schritt, ein einziger Sprung.

Dieses herrliche Weib, das sich als k. k. Hoftheater-Supernumerar-Logenschließerin seit langer Zeit aus unserm Gesichtskreise gänzlich verlaufen hatte, war so kühn gewesen, dem alten Direktor Duport auf so unzweideutige Weise die Qual ihrer stillen Liebe zu schildern, daß der alte, aber noch immer sehr galante Franzose und Ex-Balletmeister, der eben kein Freund von Antiquitäten zu sein schien, sich genöthigt sah, ihren

---

*) Der „Gabriellen-Walzer" (Opus 68) ist unstreitig eine der schönsten Tonschöpfungen dieses Meisters. Auch er ist schon lange todt. Noch aber lebt sein reizender „Gabriellen-Walzer." Er hat die Gräfin dadurch verewigt.

verliebten Seufzern aus dem Wege zu gehen dadurch, daß er ihr Knall und Fall den Abschied gab.

Gleich der „schönen Müllerin“ durfte die muster=häßliche Ex=Logenschließerin von sich singen und klagen:

„An allen meinen Leiden
Ist blos die Liebe Schuld!“

Hermione war trotz des vorgerückten Lebens=Herbstes noch immer nicht müde geworden, jungfräuliches Verlangen nach Gott Amors losen Tändeleien zu empfinden und sich, ohne Unterschied des Standes und der Nationalität, heute in einen italienischen Farbenreiber und morgen in einen französischen Maschinisten des Kärnthnerthortheaters zu verlieben und aller Welt, die es zu hören wünschte, zu erzählen, daß sie sogar auf das Herz des deutschen Tenoristen Wild und auf die Geschmacksrichtung des englischen Gesandten, Lord Stewart, der bekanntlich auch leidenschaftlicher Alterthumsforscher gewesen war, einen unauslöschlichen Eindruck zurückgelassen habe. Aber welcher Art dieser unverwischbare Eindruck gewesen, darüber schweigen alle Chroniken jener Zeit.

Hermione von Rosenkranz, die sich durch den schlechten Geschmack Duports urplötzlich einnahmslos auf die Straße gesetzt sah, mußte ein Mittel erfinnen,

um sich auf irgend eine Weise eine neue Stellung in der „Gesellschaft" — wie sie sagte — zu gründen.

Ihr guter Genius — denn auch alte Weiber schmeicheln sich eines überirdischen Schutzgeistes — ließ sie mit Hinblick auf ihre frühere Charge bei der ehemaligen Pflegetochter und Geliebten des Buchbindermeisters Leim auf den keineswegs ganz unpraktischen Einfall gerathen, ein philanthropisches Institut ganz eigenthümlicher Art in's Leben zu rufen. Hermione trug sich mit dem Plane, im Interesse der zahllosen, mutterbedürftigen Choristinnen und Modistinnen, Figurantinnen und Spekulantinen eine Art Agentur zu etabliren, welche gegen ein mäßiges Honorar alte, überzählige Wittwer und Wittwen nachwies, die sich gegen eine bestimmte Taxe, willkürlich wie jene der Wiener Fiacres, dazu gebrauchen ließen, zeitweilig dieses oder jenes isolirt dastehende Wesen, je nach Belieben, zu bevatern oder zu bemuttern.

Nach der von ihr entworfenen Taxe sollte ein gemietheter Vater doppelt so viel als eine gemiethete Mutter beanspruchen dürfen. Jeder Miethsvater mußte einen Regenschirm und (pro forma) einen Hausschlüssel, jede Miethsmutter eine seidene Mantille oder einen

(unechten) Shawl ihren Adoptivtöchtern zur Verfügung fügung stellen. Sonntags war die Taxe eine doppelte.

Hermione von Rosenkranz sah sich schon an der Spitze dieses äußerst rentablen crédit mobilier paternel ou maternel und zog bereits einige hellsehende Capitalisten und Müssiggänger zu Rathe, um diese Vater- und Mutter-Haupt- und Filialbanken in Wien und in jeder Hauptstadt der Provinzen Oesterreichs auf Actien zu gründen. Leider aber hatte die gute Hermione die Rechnung ohne Wirth gemacht, denn das Hauptbank-Lokal war bereits gemiethet und das Actien-Schema schon längst gedruckt, als der weibliche Barnum dieses großartigen Humbug die Weisung erhielt, daß diesem Schwindel die dazu nothwendige Concession nicht zuertheilt wurde.

Hermione gerieth außer sich vor Zorn. Sie wurde roth, wie ein kalekutischer Truthahn und erklärte sich mit dieser Maaßregel so wenig einverstanden, daß sie aus Unwillen darüber ernstlich Willens war, nach Alabama, wo Gottlob auch immer über fühlbaren Mangel an weiblicher Menschheit geklagt wird, auszuwandern. Aber da es ihr dazu an landesüblicher Münze gebrach, beschloß sie ihren Auswanderungsplan aufzugeben! . . . bis auf Weiteres!!!

Aber die Idee, die sie damals gefaßt hatte, ist für die Welt nicht verloren gegaugen. Sie tauchte zwanzig Jahre später an den paradiesischen Ufern der Spree, in dem „gottvollen" Berlin auf. Dort war's, wo die dreimal gesegnete Wiege des auf Zeit gemietheten Cousins, Courmachers, Tänzers und Chapeau d'Honneur der blonden Weißbier-Grisetten und Wintergarten-Lorretten stand.

Diese neue Schöpfung dcs Berliner-Raffinements erhielt den gemeinschaftlichen Namen „Louis."

Jeder dieser gemietheten Louis erhielt von dem weiblichen Wesen, zu dessen Beschützer er sich „verdingte," außer freiem Entrée auch noch freien Satz, der in einer Portion Butterbrod mit Schinken (Käse durfte ein Louis nicht bestellen) und aus einer „kühlen Blonden" (einem Glase Weißbier) und einem „Kümmelchen" bestand.

NB. Loretten pflegten das Doppelte zu bezahlen.

Dieser „Louis" war so zu sagen der Berliner Käse, aus dem sich später die Maden und Mädchen der gemietheten Väter und Mütter mit und ohne Mantillen entwickelt haben.

Ein Nebensenker des Berliner „Louis" ist erst vor einigen Jahren in Wien zum Durchbruch gekommen.

Der „Wiener Louis“ grassirt hier ausschließlich in den Redactions-Bureaux der politischen Zeitungen.

Der „Wiener Louis“ ist der auf Kündigung gemiethete Mitarbeiter und vorzugsweise Theaterrecensent, welcher von seiner Herrschaft, der Redaction, heute in dieses und morgen in jenes Theater frei mitgenommen oder hingeschickt wird, um am Abende der ersten Vorstellung eines neuen Stückes in zehn Zeilen etwas weniger noch als gar nichts zu sagen, was am andern Morgen bereits gedruckt erscheint.

Solch ein „Wiener Louis“ hat in der Regel weder freien Willen noch Befähigung zum Urtheil überhaupt. Er ist die Maschine des Redacteurs, wie das Stilet nur das unschuldige Instrument in der Hand des schuldigen Bravo ist. Der „Louis“ hat gar keinen Willen. Er sitzt, mit weißen Waschlederhandschuhen angethan, an der linken Seite seiner Brodherrschaft, die sich in ihrer Freiloge wie ein radschlagender Pfau aufbläht, und muß so urtheilen, wie sein Prinzipal es gerade haben will.

— Der muß gelobt, Die muß getadelt werden, spricht der Sklavenhändler zu seinem „Onkel Tom.“ Unterstehen Sie sich niemals zu fragen, warum? Das ist stets ein Redactions-Geheimniß und geht Sie, Ein-

faltspinsel, gar nichts an. Ich bezahle Sie; Sie sind mein auf Zeit gemietheter Leibmameluk Louis, mein gefesselter „Onkel Tom“ und Sie müssen für die paar lumpigen Gulden, die Sie von mir zu erhalten wünschen, schreiben, nicht was Sie denken, sondern das, was ich denke, wenn ich jemals denken könnte oder sollte. Wollen Sie aber schreiben, wie Sie es denken, dann jage ich Sie morgen fort und sehe mich noch heute Abend im ersten besten Bierhause nach einem andern Louis um. Zum Glück gibt's deren so Viele! So Viele, guter Louis, daß sich mit den Absätzen ihrer schief- und wundgelaufenen Stiefel der Stephansplatz pflastern oder macadamisiren läßt.

So ungefähr spricht der Herr Sklavenzüchter. Onkel Tom, der da friert, Onkel Tom, welcher Hunger und oft noch weniger im Magen als im Kopfe hat, schweigt und denkt bei sich: „Ich wart' auf meine Zeit“ und tröstet sich unterdessen, so gut es geht, mit dem Motto des „goldenen Esels“: Le jour viendra, d. h. der Tag wird kommen, wo auch ich Redacteur sein und mir meinen Louis halten werde, den ich dann doppelt drücken, quälen und schinden will.

Die Race der journalistischen Louis zerfällt in zwei Hauptklassen:

1. In den gutmüthigen, sich Alles ruhig gefallen lassenden Recensir= und Apportir=Pudel (Canis Louis familiaris aquaticus), und

2. in den bissigen, dann und wann auf Ordre seiner Brodherrschaft die Zähne zeigenden Bullenbeißer (Canis Louis familiaris molossus.)

Die Aufgabe des Letztern, der in der Regel neidgelb und glatthaarig ist und eine sogenannte Doppelnase, schwarze Ohren und eine herabhängende Oberlippe hat, besteht darin, daß er beständig bellen, geifern und Furcht einjagen muß. Er ist der Redactionsbüttel, der journalistische Plumpsack, der zweibeinige Buldogg, der die Feinde seines Brodherrn, auf dessen Commando, in die Waden beißen und die Sprungriemen abreißen, der Jockel, welcher ausgeschickt wird, den Hafer zu schneiden und der jeden Mißliebigen im Sommer mit Staub, im Winter mit Schneeballen werfen muß.

Urgroßmutter all' dieser Louis ist Hermione.

12.

Der gute, gemüthliche Strauß, welcher Gabriellens jähen Tod nicht verschmerzen konnte, beschloß, um sich zu zerstreuen, eine neue Kunstreise anzutreten.

Am 2. November 1834 reiste er mit seiner ganzen Kapelle nach Berlin, wo er sich zuerst im königlichen Concertsaale, dann im Königstädter-Theater hören ließ und so fanatischen Enthusiasmus erregte, daß Publikum und Kritik sich in Lobeserhebungen seiner Produktionen überboten. Der specifische Preuße war mit Einem Male so oesterreichisch gestimmt, daß ein Schwarzweißer nach Anhörung des „Fortuna-Galopps“ (Opus 69) ausrief:

— Dieser jrundjemüthliche Strauß hat — Jott straf mir! — die juten Berliner in janz abscheuliche Wiener umjemetamorphosirt!

Strauß wurde nun auch vom Hofe eingeladen, ein Concert im weißen Marmorsaale des königlichen Schlosses zu veranstalten.

Ein Augen- und Ohrenzeuge dieses äußerst glänzenden Hofconcertes entwarf davon folgende Schilderung:

Der Marmorsaal schwamm in einem Oceane von Lichtern. Unter dem zahllosen Schwarme der besternten Gäste des Königs von Preußen ragten, wie zwei glänzende Leuchtthürme, der Kaiser und die Kaiserin von Rußland hervor. Diese Beiden sowohl, als die liebenswürdige Fürstin Auguste von Liegnitz, (die mor-

ganatische Gemahlin Friedrich Wilhelms III.) und die eben so schöne als geistreiche Prinzeß Wilhelm (die jetzige Königin von Preußen) und ihre Schwester, Prinzeß Carl, wetteiferten gegenseitig, dem Wiener Walzer-Orpheus massenhaften Weihrauch zu streuen.

— Dieser Strauß, sagte Kaiser Nikolaus zu seinem königlichen Schwiegervater, erinnert mich auffallend an den Mulatten Jullian, den ich 1814 zu Paris, incognito, in der Maske eines ausgelassenen Debardeur in den Gärten von Paphos gehört. Seine Geige besitzt etwas wahrhaft Bezauberndes. Alle seine Tänze haben eine verjüngende Kraft. Man wünscht sich bei Anhörung derselben ein junger, lustiger Springinsfeld zu sein, um beim Sirenenklange seiner Musik heiter durchs Leben zu walzen. Seine reizenden Walzer ziehen klingenden Spieles von einem Pole zum andern und unterjochen, wie einst die siegreichen Legionsadler der alten Roma, alle Völker des Erdkreises. Dieser Strauß ist ein ruhmgekrönter Alexander und wäre ich nicht zufällig Kaiser von Rußland, dann möchte ich wirklich nichts lieber als dieser Rossini des Walzers sein.

— Ja, ja, er ist ein Tausendsasa, meinte der wortkarge König von Preußen, der bekanntlich kein großer Redner war.

— Ihre himmlischen Walzer, sagte während einer Pause die huldreiche Kaiserin Alexandra Feodorowna zum Wiener Amphion, haben bei aller Aufregung, die sie in mir hervorrufen, doch etwas ungemein Beruhigendes für mich. Sie müssen mir und meinem Gemahle, der ein leidenschaftlicher Verehrer Ihrer hinreißenden Tänze ist, das Vergnügen erweisen, uns recht bald in Sanct-Petersburg zu besuchen. Auch unsere Russen tanzen nach Ihrer Geige. Mein vielgeliebter Sohn, Großfürst Alexander, ist einer der schmuckſten Tänzer von Sanct-Petersburg. Ich hoffe, er wird Ihnen gefallen.

— Er gefällt, stammelte der galante Künstler, wie seine erlauchte Mutter Allen, die Ihnen zu nahen so glücklich sind.

— Sie sollten sich für immer bei uns in Berlin niederlassen, meinte die Prinzessin Wilhelm, die, wie bekannt, sehr musikalisch ist und selbst manches Schöne, namentlich Märsche, componirt hat, welche eben so begeisternd sind als sie selbst es ist.

— Königliche Hoheit, entgegnete Strauß, ich bin an meine Vaterstadt Wien durch die Bande treuer Vaterlandsliebe und innigster Dankbarkeit gefesselt.

— In diesem Falle, lieber Landsmann, sollten Sie

wenigstens alljährlich ein Mal nach unserm Berlin kommen, erwiederte die liebenswürdige Fürstin von Liegnitz, die bekanntlich eine Tochter des österreichischen Grafen von Harrach ist.

— Hochfürstliche Durchlaucht, antwortete Meister Johann, sich ehrfurchtsvoll verneigend, ich werde nicht versäumen, bald wiederzukehren.

— Wir halten Sie beim Wort, rief Prinzessin Carl.

— Bald wiederkommen, bald wiederkommen! sagte der König von Preußen, seine Hand auf die Achsel des Walzerfürsten legend. Das schöne Wien von mir grüßen und Ihrem Kaiser sagen, daß ich die Wiener Backhähnel nicht vergessen kann. — — —

Von Berlin ging es nach Leipzig. Auch dort fand er enthusiastische Aufnahme. Nicht minder entzückte er in Dresden. Von hier eilte er nach Prag. Auch hier durfte er wie Cäsar von sich sagen:

— Ich kam, ich geigte und — siegte!

Nur in dem auf klassische Musik maßlos verpichten Leipzig hatte sich nachträglich ein recensirender Louis dadurch bemerkbar gemacht, daß er, wie der Mops den Mond, den glänzenden Erfolg unseres Freundes kritisch angebellt hatte in den gähnenden Spalten einer

Zeitschrift, die mehr Druckfehler als Leser aufzuweisen im Stande war.

Strauß las das Blatt, das ihm — wahrscheinlich von jenem Louis selbst — anonym nachgeschickt worden war, an der Table d'hôte des „schwarzen Rosses" zu Prag und sagte zur Baßgeige, indem er ihr jenen kritischen Wisch hinhielt, mit Humor und Vater Goethe:

„Wie jeder Wallfisch seine Laus,
So muß auch ich die meine haben."

und regalirte seine ganze Kapelle, die sich, wie er selbst, mit Ruhm bedeckt hatte, mit Strömen jenes Nectars, den uns die Keller der ehrwürdigsten aller französischen Wittwen, der Veuve Cliquot, zu credenzen geruhen.

Mit Gold und Lorbeer, mit königlichen Dosen, kaiserlichen Brillantringen und Auszeichnungen aller Art kehrte Meister Strauß am 12. December 1834 nach Wien zurück, um seine Zaubergeige während der lustigen Faschingszeit seinen vielgeliebten Landsleuten zur Verfügung zu stellen, denn er wußte sehr wohl, daß ein Wiener Carneval ohne Strauß eben so öd und traurig als ein Sommer ohne Rosen ist.

Während des Faschings spielte er im Sperl, in der „goldenen Birn" auf der Landstraße und in den be-

suchtesten Vergnügungsorten der damals ewig heitern, ewig sorglosen Wiege Meister Falstaffs, des dicken, urgemüthlichen Genußmenschen, der, unbekümmert um das ungewisse Morgen, dem fröhlichen Heute gewissenhaft Rechnung trug.

Und ganz Wien war ausgelassen heiter. Nur er war es nicht. Sein Herz schien noch immer zu bluten.

13.

Die Ungemüthlichkeit seiner durch Toni's ewige Eifersucht fortwährend getrübten Ehe, die noch immer peinlich lebhafte Erinnerung an die Reize der herzlosen, von der Sichel des Todes in der Blüthe ihrer Jugend hinweggemähten Kokette, sein von Neuem in ihm erwachter Wandertrieb und das ehrgeizige Bedürfniß, die Volksthümlichkeit seiner Tänze immer mehr und mehr durch alle Gauen sämmtlicher deutschen Vaterländer zu verbreiten, bewog ihn, im Herbste des folgenden Jahres (1835) seine dritte Musikfahrt, diesmal nach dem Westen Deutschlands, zu unternehmen.

Er trat in München, Augsburg, Ulm, Stuttgart, Heilbronn, Karlsruhe, Heidelberg, Mannheim, Mainz, Wiesbaden, Frankfurt, Offenburg und Hanau, überall

mit gleich brillantem Erfolge auf und erntete in all diesen Städten colossalen Beifall ein. Die großen und kleinen Souveräne von Baiern, Württemberg, Baden, Hessen und Nassau überhäuften den König des „Wiener Frohsinns“ mit enthusiastischen Beifallsbezeugungen. Ueberall regnete es Geschenke und — Zeitungslob.

Von Letzterem war Meister Strauß schon dergestalt übersättigt, daß es ihm wenig oder gar keine Freude zu machen schien. Lob pflegt in der Regel viel eher abzustumpfen als der Tadel, der das Gefühl des beleidigten Ehrgeizes beständig rege hält. Auch der Tadel hat sein Gutes. — — —

In Heilbronn empfing er eines Morgens, als er noch im Bette lag, den Besuch eines ihm unbekannten Verehrers, der sich ihm vorstellte mit den Worten:

— Ich habe die Ehre, einer Ihrer vielen, Ihnen vielleicht gänzlich unbekannten Namensvettern zu sein. Sie haben bis jetzt ungefähr siebenzig Walzer, Ihr Namensvetter hat bis jetzt nur Ein Buch geschrieben. Ich bin der Professor David Strauß und eigends Ihretwegen von Tübingen nach Heilbronn herübergekommen, um Sie zu hören.

— Verzeihen Sie, daß Sie mich so spät noch in den Federn finden. Ich bin gestern ungewöhnlich spät zu Bett gekommen ...

— Es bedarf unter uns keiner Entschuldigung; denn auch ich pflege in der Regel mich spät zur Ruhe zu begeben und nicht allzuzeitig aufzustehen. Das Sprichwort: „Aurora musis amica“ lügt. Ich arbeite am Liebsten bei Nacht ...

— Dies, berühmter Herr Namensvetter, ist vielleicht die einzige Aehnlichkeit, die meine unbedeutende Wenigkeit mit dem hochgelehrten Professor von Tübingen hat.

— O, sagen Sie dies nicht! Wir haben noch manch andere auffallende Aehnlichkeit. Sie lieben den Tanz ... ich ebenfalls! Sie lieben die Frauen ... ich gleichfalls!

— Sie sind ein sehr lustiger Gelehrter ...

— Kann man nicht gelehrt und trotzdem lustig sein? Ich liebe die Welt und die Menschen, vor Allem aber die hübschen Frauen ...

— Das ist auch meine stärkste Schwäche. Sind Sie schon verheirathet, Herr Professor?

— Noch nicht; doch denke ich nächstens mich ganz ernstlich in eine hübsche Künstlerin zu verlieben ...

— Darf ich nach deren Namen fragen?

— Sehr gern, doch weiß ich ihn noch selber nicht. Was aber thun Namen zur Sache? Ich habe mir vorgenommen, nur eine Sängerin zu heirathen ... gleichviel dann, wie sie heißen mag ...*)

— Dann sollten Sie nach Wien kommen ...

— Ich nach Wien? Was würde Ihr Metternich dazu sagen?

— Der Fürst würde Sie gewiß eben so wohlwollend bei sich empfangen, als Herrn von Rotteck und manchen andern Gelehrten, den vielleicht Niemand besser als gerade er zu schätzen weiß, ob er gleich durchaus nicht deren Ansichten theilt.

— Sie kennen Seine Durchlaucht?

— Ich habe die Ehre, sagte Strauß, sich sogar im Bette verneigend.

— Und wie finden Sie den Mann?

— Ausnehmend einnehmend!

— Das sagen Alle, die ihn kennen. Ich wäre begierig, des Fürsten persönliche Bekanntschaft zu machen...

---

*) Es wird manchem unserer Leser bekannt sein, daß Strauß, neun Jahre später, die ungarische Sängerin Agnes Schebest geheirathet, sich aber bald darauf wieder von ihr getrennt hat.

E. M. O.

— Dann kommen Sie getrost nach Wien. Der Fürst hat noch keinen Gelehrten Ihres Namens, Ihres Ranges, Ihrer Bedeutung abgewiesen.

— Eh bien, nous verrons! Für heute aber, mein liebenswürdiger Namensvetter, müssen Sie mir eine große Gefälligkeit erweisen . . .

— Womit kann ich dienen, Herr Professor?

— Sie müssen heute Mittag mein Gast sein.

— Mit Vergnügen, ja sogar mit Wonne . . .

— Ich habe eine hübsche Künstlerin eingeladen, die erst gestern Abend in demselben Gasthofe, der seit vorgestern meine Geringfügigkeit beherbergt, abgestiegen ist.

— Und der Name dieser hübschen Künstlerin?

— Ist mir selber noch ganz unbekannt. Ich frage niemals nach dem Namen. Es genügt, wenn sie mir gefällt . . .

— Und woher kommt diese fremde Schwalbe?

— Wenn ich nicht irre: aus Ungarn.

— Also eine Landsmännin! Um so lieber nehme ich Ihre Einladung an.

— Ich erwarte Sie also Punkt Zwei . . .

— Und wo?

— Nummer 3 in der „goldenen Gans“.

— Wir wollen ihr gemeinschaftlich die Federn ausrupfen . . .

— Abgemacht, sagte der Professor und ging.

Strauß war entzückt, die Bekanntschaft des berühmten Gelehrten gemacht zu haben und durch seine freundliche Einladung in der etwas nüchternen und langweiligen Vaterstadt des „Käthchen von Heilbronn", die jedenfalls nicht uninteressante Bekanntschaft einer durchreisenden Landsmännin zu machen.

Dann sah er auf seine Uhr. Es ging auf Zwölf. Er sprang aus den Federn und warf sich der unbekannten Landsmännin zu Liebe in den Schnee eines seiner allerfeinsten Battisthemden, schmückte es mit der Brillant-Agraffe, die ihm der Kaiser von Rußland geschenkt, und verwendete auf den „ganzen Guß" seiner Toilette eine Sorgfalt, der es an- und abzusehen war, daß der Eigenthümer desselben auf nichts Geringeres, als eine Ueberrumpelung ausging.

Und so nahte die festgesetzte Stunde.

Zehn Minuten vor Drei begab sich Meister Strauß, sauber wie aus dem Ei herausgeschält, à quatre épingles, in den Gasthof zur „goldenen Gans."

Der Professor empfing ihn im Speisesaale. Strauß fand hier drei Couverts gedeckt.

— Wir sind ganz unter uns, sprach David Strauß.

— Desto besser, desto besser, sagte Johann Strauß und rieb sich, im Vorgefühle eines äußerst heitern Mittagmahles, die Kniescheiben. Wo aber ist der dritte Gast?

— Die Kleine scheint uns ein Wenig warten zu lassen . . . aber kommen wird sie ganz bestimmt . . .

— Ich bin ungeheuer begierig, entgegnete Meister Johann und machte Augen wie ein paar scharfgeladene Pistolen, die es nicht erwarten können, loszuschießen. Nur eine Frage noch, Herr Professor! Wissen Sie noch immer nichts Bestimmteres über Ihre weibliche Unbekannte?

— Ich weiß nur soviel, daß sie noch ziemlich jung und höchst pikant ist.

— Gut, gut, das Uebrige findet sich!

— So denke auch ich, bester Namensvetter!

Es schlägt ein Viertel auf Vier. Da öffnet sich geräuschvoll die Thür. Die Augen der beiden Strauße richten sich wie vier geladene Geschütze auf die Bresche. Es tritt eine schwarzseidene Dame hinein.

— Himmel, meine Frau! ruft Meister Johann.

— Ja, ja, Du bist's! ruft Toni.

Und Beide fliegen sich in die Arme.

— Wie kommst denn Du nach Heilbronn?

— Ach, Hans, ich bin Dir nachgereis't.

— Doch nicht etwa gar aus Eifersucht?

— Nein, lieber Freund, aus reiner Sehnsucht! Seit acht Tagen erhielt ich keinen Brief von Dir. Das ängstigte mich über alle Maßen. Ich fürchtete, es sei Dir etwas zugestoßen. Da packte ich rasch meine sieben Sachen zusammen, um Dir nachzueilen und durch meine Ankunft eine kleine Ueberraschung zu bereiten.

— Eine saubere Ueberraschung! dachte sich Strauß. Und wußten oder ahnten Sie blos, daß diese pikante Unbekannte meine Frau ist?

— Ich erfuhr es durch den Wirth. Darauf bat ich Ihre Frau Gemahlin, sie zu mir einladen zu dürfen, um mir den unbezahlbaren Genuß zu verschaffen, Zeuge dieses beneidenswürdigen Wiedersehens zu sein.

— Ich danke Ihnen, mein bester Professor! sagte der Ehemann mit einem viel kühlern Tone als Jener erwartet hatte. Eilen wir nun rasch zur Suppe!

14.

In München traf Strauß mit Ferdinand Raimund zusammen, der dort eben Gastrollen gab. Sie hatten Freundschaft geschlossen seit langer Zeit. Beide waren erfreut, sich unerwartet wieder zu sehen. Sie verlebten hier manchen frohen Tag. Raimund war Straußens unzertrennlicher Begleiter. Allmorgendlich frühstückten sie bei Tareni unter den Arcaden. Dann flanirten sie zusammen im Hofgarten.

Während einer dieser gemüthlichen Spaziergänge, auf denen beide Freunde, Arm in Arm, ihre Pläne und Luftschlösser für die Zukunft, ihre Hoffnungen und Wünsche sich vertraulich mitzutheilen pflegten, erzählte Meister Ferdinand, in dessen Hirn ein ganzer Bienenschwarm orientalischer Zauberpossen und Feenmärchen aus „Tausend und Einer Nacht" auf- und niedersummte, einen ziemlich pittoresken Traum, den er in vergangener Nacht geträumt haben wollte und den er zum Canevas eines neuen Fantasiestückes für die Bühne in der Leopoldstadt auszubeuten entschlossen war.

— Mein Traum, begann er, ist barock. Er spielt

in einer fernen Gegend, viel tausend tausend Meilen von uns. Höre, guter Strauß, und wundere Dich!

Raimund räusperte sich und erzählte nun:

— In einer weiten Bai des Austral-Oceans zwischen Chile und Patagonien (Du weißt doch, wo dies liegt?) erhebt sich ein Archipel von 573 Inseln, die zusammen einen Flächenraum von zweihundert Quadratmeilen einnehmen und eine Provinz von Chile bilden.

Eine dieser Insel — Itschaboë genannt — ist, was Dir vielleicht noch nicht bekannt sein wird, vor allen andern Naturproducten durch ihren echt klassischen Mist berühmt, der dort seit Jahrhunderten aufgespeichert liegt und wie ein kostbares Bergwerk ausgebeutet wird.

Dieser Dünger, Guano oder Huano genannt, ist die Crême und Maienblüthe, der Silberblick und die Quintessenz aller bis jetzt bekannten Mistgattungen. Er sieht wie Rhabarber aus und ist leicht, trocken und geruchlos, was bekanntlich nicht jeder Mist ist; er schillert in allen Farben und zerfällt zerrieben wie der feinste Sand.

Dieser weltberühmte Mist — gleichsam die Sparkasse von Myriaden Seevögeln — (den Namen der-

selben ersparst Du mir wohl) ist für die Chile-Inseln nebst Umgebung eine unerschöpfliche Goldgrube, ein wahres Tómbuctu, eine Art Californien.

Alljährlich werden dort über 200,000 Centner dieses klassischen Mistes gewonnen.

Da jeder Centner zwei bis drei spanische Piaster werth ist, so trägt dieser Mist der Regierung alljährlich vier- bis sechsmalhunderttausend Piaster ein.

Um das Jahr 1586 blühte die Insel Itschaboë unter dem segensreichen Scepter eines sehr weisen, sehr milden und sehr gerechten Königs, welcher Hahehihohuh hieß und seines Namens der 999ste war.

Hahehihohuh CMXCIX. besaß eine einzige Tochter, welche Papepipopuh hieß und, nach dem Guano, das theuerste Kleinod ihres glorreichen Herrn Vaters war.

Papepipopuh schien viel zu schön, um sie häßlich, und viel zu häßlich, um sie schön nennen zu können. Trotzdem sagten ihr alle Spiegel und Höflinge, daß sie die „Blume der Engel" und der „Engel der Blumen" sei. — Du siehst, lieber Strauß, daß auch schon Anno 1586 die Schmeichelei eine Hoftugend war.

Prinzessin Papepipopuh hatte schon drei Mal

zehn Frühlinge, eben so viele Sommer, eben so viele Herbste und eben so viele Winter zurückgelegt und noch keinen Prinzen gefunden, der sie heirathen wollte.

Darob härmte und grämte Papa sich Hahehihohuh dergestalt, daß er zwei seiner ruhmwürdigsten Tugenden, Schlaf und Eßlust, verlor und so mager ward, daß sein königlicher Leib in eine Federpose hineinkriechen und sich darin ganz bequem einrichten konnte. Magere Könige, sagt ein persischer Dichter, sind in der Regel viel weiser und viel gerechter als dicke Herrscher, und darum freute sich das treue Volk von Itschaboë, daß der gute König von Tag zu Tage abnahm und immer dünner ward.

Eines Morgens, als Hahehihohuh der 999ste auf offenem Markte seinen Unterthanen Audienz zu ertheilen geruhte, erschien auch ein Fremder, der kurz zuvor aus Mexiko angekommen war.

Er hieß Vizlipuzli, war ein sehr gefürchteter Magier und nebenbei zu seiner Erholung auch Spaßvogel und Weinreisender für das mexikanische Haus Manocapak und Compagnie.

— Sage, guter Raimund, gab es denn Anno 1586 auch schon Weinreisende? fragt Strauß.

— Natürlich, lieber Freund! Die Ausschickung der

Weinreisenden verliert sich bis in's graueste Alterthum hinauf. Schon zur Zeit der Sündfluth soll es Weinreisende gegeben und Vater Noah den ersten dieser Race ausgesendet haben. Dies war der Erstling seiner Söhne. Er hieß Sem und ist der Urahn aller Commis-Voyageurs, die seit jener Zeit in Wein machen. Nun höre weiter, mein guter Strauß! — Vizlipuzli beugte sein mexikanisches Knie und offerirte dem reichen Beherrscher von Itschaboë zuerst einige Proben seiner verfälschten Weine und später einige staunenerregende Proben seiner hebräisch-chaldäisch-egyptischen Zauberkunst. Letztere überraschten den Monarchen dermaßen, daß sein über Alles erhabener Verstand wie eine abgelaufene Thurmuhr stehen blieb.

— Wenn diese Kunststücke meine Prinzessin Tochter sieht, sagt der erlauchte Vater, wird sie eine kindische Freude haben.

Noch an demselben Tage geruhte der König von Itschaboë ein großartiges Fest zu veranstalten, zu welchem er den Oberschatzmeister und General-Intendanten der königlichen Guano-Gruben, seine sechs Minister und den mexikanischen Magier und Weinreisenden einlud.

Prinzessin Papepipopuh, die an diesem Abende

zufällig ihren beau jour hatte — bei Nacht sind alle Katzen grau — machte auf den jungen Bosco einen so gewaltig tiefen Eindruck, daß er ihr während der Polonaise folgende gänzlich unverblümte Liebeserklärung zu machen sich erfrechte:

— Prinzessin, sagt er zu ihr, während er sie im Saal umherführt, wenn Sie bei Tage eben so hübsch als Abends aussehen, dann sind Sie schöner als Ihr Ruf. Sie gefallen mir, Hoheit, und wenn Sie — wie ich erwarte — nichts dawider haben, so werde ich noch heute beim Papa um Ihre Hand anhalten.

— Um meine Hand? fragt die Prinzessin mit vollem Rechte empört über die bodenlose Frechheit dieses unverschämten Ausländers. Glauben Sie wirklich, daß die Prinzessin von Itschaboë sich so tief erniedrigen könnte, ihre Hand einem Plebejer zu reichen, der, genau betrachtet, nichts weiter als ein armseliger Gaukler, ein elender Taschenspieler, ein dummdreister Weinreisender ist?

— Gaukler? Taschenspieler?? Weinreisender??? wiederholte der Magier und schnaubte vor Zorn wie ein Leviathan. Prinzessin, fuhr er fort, Sie und Ihr ganzer Hof sollen diese Schmach mir theuer bezahlen. Mit dem Glockenschlage Zwölf soll Ihnen die Ueber-

zeugung werden, daß ich ein Zauberer bin, der, mit dämonischen Mächten im Bunde, die Kraft besitzt, Ihren Stolz zu demüthigen. Ihr Vater und sein ganzer Hofstaat, den Sie tyrannisiren, ja Sie selbst, Hoheit, werden sich gezwungen sehen, mich fußfällig zu bitten, Sie zu heirathen.

— Mich zu heirathen? wiederholt Ihre Hoheit und geruht ein königliches Hohngelächter aufzuschlagen.

— O, lachen Sie nur, Prinzessin, erwiedert der gekränkte Magier. Wer zuletzt lacht, lacht am besten!

Mit dem Glockenschlage Zwölf schwang Vizlipuzli, mitten in der Quadrille, sein magisches Bambusrohr. In demselben Nu ging eine der überraschendsten Verwandlungen, eine echt Ovid'sche Metamorphose, ein höchst effektvoller Theatercoup vor sich.

Das Haupt des erlauchten Monarchen verwandelte sich in den Kopf eines ungeheuern Eisbären, das der hochmüthigen Prinzessin in den Kopf einer riesengroßen Gans.

— Das ist ein höchst spaßiger Traum! meint Strauß.

— Träumen kann Jeder, was er will. Aber unterbreche mich nicht, lieber Freund. Höre weiter und ängstige Dich nicht. Nominativus, Minister des

Handels, wurde in ein Kameel; Genitivus, Minister der Marine, in einen Seehund; Dativus, Minister des Krieges in ein Armadill; Accusativus, Minister der Justiz, in ein Rhinoceros; Vocativus, Minister des Kultus, in ein Krokodil; Ablativus, Minister der Finanzen, in einen Hayfisch; der Oberschatzmeister und General-Intendant der königlichen Mistgruben in einen Ameisenbär verwandelt.

— Das aber sind nur sechs Minister?

— Ist dies nicht schon vollkommen genug?

— Aber es muß doch auch einen Minister des Innern und einen Minister des Aeußern geben!

— Ich sehe nicht die Nothwendigkeit ein. Beide Portefeuilles vereinigt der Oberschatzmeister, der sich als Minister des Innern mehr um das Aeußere, und als Minister des Aeußern mehr um das Innere bekümmert. Thiere von Itschaboë, begann der unverschämte Zauberer mit mexikanischem Ernste, erfahret, was Vizlipuzli, von Satans Gnaden König der Magier, über Eure Zukunft zu beschließen beschlossen hat. Ihr behaltet Eure jetzige Thiergestalt bis zu dem Tage, an dem jene königliche Gans dort mir ihre aufrichtige Reue zu erkennen giebt über den Schimpf, den sie als Prinzessin mir zugefügt hat; unver-

nünftige Thiere bleibt Ihr bis zu dem Augenblicke, wo jener königliche Eisbär mir freiwillig die Hand seiner Tochter anbietet. Quadrupeden von Itschaboë, haltet nun Rath und überlegt, was Ihr beschließen wollt.

Sprach's und verschwand.

Der königliche Bär, tief ergriffen vom Anblicke seiner ministeriellen Menagerie, fragte die treuen Räthe seiner Krone, was nun zu thun sei.

— Eine verdammte Geschichte! flucht das Kameel. Unter diesem Handel leidet der Handel. Und Handel ist doch die Hauptsache! Denn ohne Handel giebt's kein G'wandel!

— Eine Frechheit sonder Gleichen! schreit der Seehund, der die keinesweges flotte Flotte commandirt.

— Wir wollen den Schlingel mit Krieg überziehen, rathet das Armadill.

— Ich lasse ihn rädern, lächelt das Rhinoceros und stopft sich eine Prise Spaniol in den Rüssel.

— Schweigen Sie, meine Herren, spricht der schlaue Vocativus, das Krokodil. Nach meiner Ansicht müssen wir jetzt, wie die Sachen einmal stehen, gute Miene zum bösen Spiele machen und dem nichtswürdigen Zauberer vorläufig Alles gewähren, was er von uns verlangt.

— Ich soll bereuen? fragt die Gans.

— Ich soll diesem hergelaufenen Ausländer die Hand meiner einzigen Tochter reichen? brummt der königliche Bär.

— Eines so schrecklich als das Andere! schluchzt der Cultusminister und vergießt ein paar Krokodils-Thränen; da uns aber vorläufig kein anderes Mittel zu unserer Erlösung übrig bleibt, so müssen Allerhöchstdieselben wohl geruhen, die schmachvollen Friedensbedingungen jenes Bösewichts vorläufig in Huld und Gnaden anzunehmen.

— Vorläufig, fragt das Krokodil, und später?

— Kann man Alles ja bequem widerrufen, meint Vocativus.

— Prinzessin, spricht nun der erlauchte Bär zur erlauchten Gans, wenn noch ein Funke kindlichen Gehorsams in Deinem jungfräulichen Busen glimmt, dann wirst Du augenblicklich in Dich gehen und dem bösen Zauberer Deine Reue zu erkennen geben . . . vorläufig.

— Nimmermehr, nimmermehr! ruft die verwunschene Prinzessin.

— Gehorche, eigensinnige Gans, oder das tiefbetrübte Vaterherz läßt Dich brevi manu spießen und,

wenn das Gesetz es verlangt, sogar braten und, um Dich schmackhafter zu machen, mit Aepfel und Beifuß (Artemisia vulgaris) füllen.

Das half.

— Man rufe Vizlipuzli! befiehlt die Gans.

Da steigt aus dem geöffneten Schooße des Thronsaales der ballmäßig gekleidete Magier mit einem Claque unterm Arm und einer Rose im Munde herauf.

— Bereuen Sie, was Sie gethan haben? fragt Vizlipuzli.

— Ja, antwortet (vorläufig!) die gedemüthigte Gans.

— Und Du, alter kalter Eisbär, willst Du Deine einzige Tochter mir zur Gattin geben?

— Nimm hin die Gans! ruft der zerknirschte Bär.

— Halt, so schnell geht das nicht! Ich verlange außer der Hand Deiner Tochter auch noch eine Mitgift!

— Und was verlangst Du, kühner Fremdling?

— Ich begehre Deine sämmtlichen Guano-Gruben.

— Nimm mein Kind, mein einziges Kind, spricht der überzärtliche Vater, und lasse mir, zum Troste, meinen Mist.

— Ich habe mir die Sache überlegt. Ueberlasse mir Deinen Mist und behalte Dein einziges Kind!

— Unverschämt! Unverschämt!! ruft der ganze Hof.

— Ich lasse Euch fünf Minuten Bedenkzeit. Nach Ablauf dieser Frist verschwinde ich und keine Macht der Erde ruft mich dann zurück. Wollt Ihr erlöst werden, so entschließt Euch; aber rasch, wenn ich bitten darf.

Nach Verlauf von vier Minuten faßte der Beherrscher von Itschaboë den feierlichen Entschluß, seine Tochter (vorläufig!) zu behalten und seinem Schatze (auch nur vorläufig!) zu entsagen.

Der Magier ist nun glänzend gerächt. Unter bengalischem Feuer fällt der Vorhang. Moral: Auch Prinzessinnen können manchmal sitzen bleiben. — Nun, wie findest Du diesen Traum?

— Ich finde ihn ganz Raimundisch; doch habe ich nur ein Bedenken . . .

— Welches? fragt der Dichter des „Geisterkönigs“.

— Daß die Censur ihn streichen wird, spricht Strauß, sich das Ohr kratzend.

— Was fällt Dir ein? Unsere Censur ist vernünftiger als Ihr Alle glaubt. Sie weiß sehr wohl

harmlosen Scherz von boshafter Tendenz zu unterscheiden und ist bei Weitem nicht so schlimm, als sie von Manchem ausgeschrieen wird, antwortet Ferdinand Raimund.

Und darauf eilen sie zum Frühstück.

15.

Wenige Tage später kehrte Strauß mit seiner Frau über Nürnberg, Regensburg und Passau nach Wien zurück. Hier langte er am 21. Dezember an. Die ganze Kaiserstadt begrüßte den gefeierten Liebling bei seinem ersten Auftreten mit endlosem Jubel. Um Weihnachten ward ihm die Auszeichnung zu Theil, die Leitung der Musik bei den Hofbällen mit dem Titel „Hofkapellmeister" zu erhalten.

Sein Ruf hatte den Zenith erreicht.

16.

Wir aber haben noch etwas nachzuholen. Zwei Monate früher, bevor Meister Strauß seinen dritten Kunstausflug angetreten hatte, war am 3. August 1835 einer seiner beiden Pathen, Wenzel Müller (geb. am

26. Sept. 1767), im Alter von fast 68 Jahren in den Armen seiner hübschen Enkelin, der Sängerin Therese Grünbaum sanft und schmerzlos in's unbekannte Jenseits hinübergeschlummert, wo ihn Straußens zweiter Pathe, Joachim Perinet, mit Ungeduld zu erwarten schien.

Der gute Türnauer hat, außer einer Unzahl von von Tänzen und andern Instrumentalstücken, gegen zwei hundert komische Volksopern und darunter außer dem schon früher genannten „Neuen Sonntagskinde" und den „Schwestern von Prag", die „Teufelsmühle am Wiener Berge", das „Sonnenfest der Braminen", die travestirte „Zauberflöte", „Albin", den „Alpenkönig und Menschenfeind", componirt und durch sie den Ruf hinterlassen, daß er der Mozart im Schlafrock, der Rossini in Pantoffeln war.

Es ist mehr als undankbar, daß sich unter den Tausenden, die den ehrwürdigen Meister gekannt und geschätzt haben, noch kein Einziger gefunden, der dessen Manen die Schuld der Anerkennung dadurch abgetragen, daß er das Leben dieses Meisters beschrieben hat.

Eine Biographie Wenzel Müller's fände vielleicht mehr Leser im dankbaren Wien, als ein Dutzend

Lebensbeschreibungen anderer Zeitgenossen, deren einziges Verdienst darin besteht, daß sie sich eben gar kein anderes Verdienst, als reichen Verdienst nachzurühmen haben.

Die Mitwelt ist vergeßlich und undankbar.

17.

Crescenzia's Ehe, welche die ersten Jahre unfruchtbar geblieben war, erreichte den Zündgipfel ihres Glückes, als sie sich Mutter fühlte.

Strauß, der „unter dem Mantel discretionärer Verschwiegenheit“ sie dann und wann in allen Ehren zu besuchen pflegte, unterließ es nicht, der einstmaligen Pflegerin seiner Herren-Stiefel immer neue Beweise seiner alten Dankbarkeit zu geben. Ab und zu machte er ihr kleine Geschenke, welche ihr große Freude gewährten, da sie dem Freunde ihres Mannes mit wahrer Schwesterliebe zugethan blieb.

Ihr Mann beargwohnte diese Freundschaft nicht. Er wußte, daß Crescenzia zu jenen weißen Raben gehöre, die ihren Schwüren vor der Hochzeit, selbst nach der Hochzeit treu zu bleiben pflegen. Das, was zur Vollkommenheit seines ehelichen Glückes ihm zu fehlen

schien, war eine Frucht dieser Ehe. Er wünschte sich einen muntern Knaben. Und als nun endlich Aussicht zur Erfüllung seines Lieblingswunsches vorhanden war, gab es in der ganzen Kaiserstadt keinen glücklicheren Fiacre als den Inhaber des „gläsernen Stammbuches," der bei Tage, nach wie vor, mit alter Vorliebe seine Herren Künstler fuhr und nach vollendetem Tagewerke in den Armen seiner treuen Crescenz den „Himmel auf Erden" fand.

— Wenn das Kind, das Du mir schenkst, ein Junge ist, sagte Joseph Herzog eines Abends zu seiner Frau, dann muß er, wie mein großer, unsterblicher Vater, Wenzel heißen und Minister werden.

— Nein, Joseph, das verbitte ich mir. Er muß, wie sein weltberühmter Pathe, Johann heißen und, wie er, ein großer Musikus werden.

— Ja ja, Cenzerl, Du hast Recht! Johann Herzog muß ein zweiter Strauß werden. Dann will ich ihn umsonst fahren.

— Und ich, ich will ihn auf den Händen tragen und ihn lieben, wie ich seinen Pathen liebe, weil er so wunderschöne Walzer schreibt . . .

— Und Dir so wunderschöne Sachen schenkt. Das Bombassin-Kleid, das er Dir zu Deinem letzten Na-

menstage geschenkt hat, ist unter Brüdern zwanzig Gulden werth und steht Dir allerliebst. Du siehst darin wie Meisl's „rosenfarbene Fee aus Frankreich“ aus. Juchhe, ich bin ein glücklicher Kerl, rief Herzog und walzte mit seiner schmucken Cenzi seelenvergnügt und kreuzfidel im Zimmer umher.

Da verspürte sie die ersten Wehen. Der glückliche Vater holte die Hebamme. Eine Stunde später ward Crescenzia entbunden. Der Knabe aber war ... ein Mädchen.

— Man muß mit Allem zufrieden sein, sprach der glückliche Fiacre und herzte und küßte sein Kind „unbändig“.

— Zerdrück's nur nicht! rief die Mutter.

— Das kleine niedliche Pferd muß, wie Du, Cenzerl heißen.

— Nein, Joseph, es muß Johanna getauft werden.

— Das bleibt sich gleich, Alte! rief Joseph. Sie ist schön wie eine Prinzessin! Mein seliger Vater würde eine närrische Freude haben, könnte er das süße herzige Balg sehen.

— Nun aber mache, daß Du fortkommst! Sonst versäumst Du Deine Kundschaft.

Der Vater geht, die Hebamme bleibt.

In der Letzteren erkennt unser freundlicher Leser eine alte, wenn auch nicht sehr liebenswürdige Bekannte: Hermione von Rosenkranz.

Sie war, in Ermangelung eines andern Erwerbzweiges, unter die Hebammen gegangen und hatte von ihrer früheren Eigenschaft als k. k. Hoftheater-Supernumerar-Logenschließerin nichts als ihre unerträgliche Schwatzhaftigkeit, ihre übermäßig weiß und roth geschminkte Fratze, ihr eingesetztes Gebiß und die Unmasse ihres falschen Schmuckes beibehalten.

— Also auch Sie kennen Herrn Strauß? fragt eines Morgens Hermione während sie die neugeborne Staatsbürgerin zu baden geruht.

— Ob wir ihn kennen! Er ist unser Freund und Wohlthäter!

— Früher war er einer meiner glühendsten Verehrer. In den ersten Jahren meines Wittwenstandes (mein Seliger hieß Ajax und blies das Waldhorn) gab er mir Unterricht . . .

— In der Hebammenkunst? fragt die Wöchnerin.

— Wo denken Sie hin? Er unterrichtete mich in der Violine . . .

— Wie? Spielen Sie denn auch Geige?

— Für mein Leben gern, erklärt Hermione. Ueberhaupt bin ich ziemlich vielseitig. Ich male . . .

— Kaffee?

— Nein, Pastell! Ich spreche mehrere fremde Sprachen, unter Andern auch etwas Türkisch, das ich von einem griechischen Rosenöljuden zu jener Zeit gelernt, als ich noch als k. k. Ober-Hofpostamts-Zeitungs-Expeditions-Adjunkten-Wittwe in der „golden Bretzen" in Lerchenfeld privatisirt hatte. Ich fechte, ich reite, ich voltigire, denn wir Geschwister genossen im Hause unserer Eltern, (mein Vater war k. k. Mundkoch) eine wahrhaft fürstliche Erziehung.

— Und wie kommt's, daß Sie jetzt Hebamme sind?

— Dies ist eine jener Tücken, womit das Schicksal das Geschlecht derer von Rosenkranz zu verfolgen nicht müde wird, stöhnt Hermione und wischt sich mit dem rechten Daumen eine Thräne aus dem linken Augenwinkel.

— Doch von wem wissen Sie, daß Herr von Strauß ein Freund und Gönner meines lieben Mannes ist?

— Gestern früh erzählte er mir, er fahre zu Herrn Strauß, um ihn einzuladen, bei diesem kleinen Engel Pathenstelle zu vertreten.

— Er wird uns diese Freundlichkeit gewiß nicht abschlagen, meint Crescenzia.

In demselben Augenblick tritt die Magd ein, um einen Besuch anzumelden.

— Wer ist denn da? fragt Crescenzia.

— Herr Strauß wünscht Sie zu sprechen . . .

— Ich freue mich, ihn zu sehen, gesteht die überglückliche Mutter.

Strauß tritt mit einem Korbe ein.

— Ich komme, sagt er, sich ihrem Bette nähernd, um Dir, liebe Crescenz, meinen herzlichen Glückwunsch abzustatten und gleichzeitig meinem Pathchen, dessen Bekanntschaft ich zu machen wünsche, ein kleines Angebinde zu überreichen. Wo ist denn der kleine Engel?

— Hier bringe ich ihn, ruft die Hebamme, die wie ein deus ex machina mit dem weiblichen Säugling auf den Armen aus der Bett-Gardine hervortrit.

— Himmel, wen sehe ich? ruft Strauß unangenehm überrascht.

— Ihre alte Freundin, Hermione von Rosenkranz, erwiedert die Hebamme mit geschminktem Lächeln sich verneigend.

— Teufel, findet man Sie denn überall? Seit wann sind Sie denn Hebamme?

— Seit jenem Tage, an welchem ich, um den zudringlichen Verfolgungen des alten Franzosen Duport zu entgehen, meine interimistische Anstellung als Logenschließerin aufzugeben mich gezwungen sah.

— Wie finden Sie meine Kleine? fragt Crescenz, die nicht wenig stolz auf die Schönheit ihres weiblichen Ablegers zu sein scheint.

— Sie ist das Ebenbild ihrer Mutter, sagt Meister Strauß, der einen zärtlichen Kuß auf die Stirn des rosigen Kindes haucht.

— Sie hat ganz und gar Ihre Augen, Herr von Strauß, bemerkt Hermione mit boshaft bronzirtem Lächeln.

— Sie scheinen etwas kurzsichtig zu sein. Meine Wenigkeit hat schwarze, mein Pathchen dagegen hat kornblumblaue Augen . . .

— Aber der Schnitt derselben ist ganz der Ihrige, meint die unverschämte Hebamme.

— Ich sage Ihnen, Sie irren sich! Wann aber, fragt Strauß, um diese Aehnlichkeitsfrage fallen zu lassen, soll dieser kleine Engel getauft werden?

— Morgen über vierzehn Tage, antwortet Crescenz.

— Ich bin stolz darauf, diese kleine, blauäugige Fee aus der Taufe zu heben. Einstweilen bitte ich

Dich, liebe Crescenz, diese kleine Garderobe anzunehmen, die . . . meine Frau Dir schickt, erklärt der Pathe, der sich dadurch den Rücken deckt.

— Tausend, tausend Dank, flüstert die Wöchnerin, die ihm zärtlich die Hand drückt.

— Ich habe meines Auftrags mich entledigt. Nun muß ich fort, liebe Crescenz. Grüße von uns Deinen braven Mann und bitte ihn in meinem Namen, daß Deine Kleine zu Ehren meiner Frau nicht anders als Toni getauft werde. Willst Du mir dies wohl versprechen?

— Ich verspreche es Ihnen, sagt Crescenz.

— Nun behüt' Dich Gott, liebe Freundin. Bleibe gesund und freue Dich Deines Glückes. Nächstens wird meine Frau Dich besuchen. Adieu, meine hochverehrte Frau von Rosenkranz. Sollte ich nächstens einen Ausflug nach dem Monde machen, dann schmeichle ich mir, Sie — Gott weiß in welcher Eigenschaft — auch dort wiederzufinden, denn Sie sind unvermeidlich wie . . . Kieselack.

— Ich habe im Monde keine Connexionen, entgegnet die alte „Ueberall.“

— Desto besser, denkt Strauß und geht.

18.

Während die ci-devant k. k. Ober-Hofpostamts-Zeitungs-Expeditions-Adjunkten-Wittwe Hermione von Rosenkranz mehr und mehr bergab ging, schien ihre ehemalige Pflegetochter, Pepi Springerl, von einer Staffel des Glückes zur andern emporzusteigen und außerhalb der Marken ihres Vaterlandes ein höchst abenteuerliches, wahrhaft fabelhaftes Furore zu machen.

Pepi, die den reichen, aber sehr bornirten Grafen Aurelian Göngölengyi von Wien nach Pesth und von dort auf dessen Güter in der Umgegend von Temesvar begleitet hatte, war diesem ungarischen Cavalier so lange treu geblieben, als er sich in die Unzahl ihrer verschwenderischen Launen gefügt und mit immer vollen Händen flüssiges Gold in den nimmersatten Schooß dieser neuen Danae ausgestreut hatte, um sie durch seinen Reichthum in den Stand zu setzen, jede ihrer eben so tollen als kostspieligen Capricen befriedigen zu können.

Pepi führte ein wahrhaft sybaritisches Leben. Sie schlief auf Rosenblättern, badete sich in Tokaier-Ausbruch und veranstaltete auf den Gütern ihres tölpelhaften Anbeters sardanapalische Feste, zu welchen der junge üppige Adel der ganzen Umgegend eingeladen

ward, um orientalische Medianoches und Orgien zu feiern, bei welchen der Champagner in Strömen floß, wo in goldenen Schalen Sorbet umhergereicht, aus Tschibouk und Nargile der feinste aller türkischen Tabake geschmaucht und dabei Landsknecht um fabelhaft hohen Einsatz, oft bis zum Anbruch des Morgens, gespielt ward.

Nachdem Pepi ungefähr zwei Jahre lang so gewirthschaftet und in Folge ihrer maßlosen Vergnügungs- und Verschwendungs-Sucht ihren einfältigen Cavalier gründlich ruinirt und an den Bettelstab gebracht hatte, begab sie sich, mit den Trümmern ihres und seines frühern Glanzes, allein nach der Hauptstadt des türkischen Reiches, um dort im genußsüchtigen Constantinopel die losen Netze ihrer schon ziemlich abgeblühten, aber immer noch gefährlichen Reize auszuwerfen und durch den Köder ihrer vielversprechenden Augen einen neuen Gimpel anzulocken.

Und das gelang ihr auch bald.

Sie war kaum sechs Wochen in Pera (der fränkischen Vorstadt des alten Stambul), als sie im Hôtel des griechischen Gesandten, dem sie von Pesth aus empfohlen war, die Bekanntschaft eines der natürlichen Söhne Chosrew Pascha's machte, welcher, Stellver-

treter des Reis-Efendi oder Reichskanzlers, im Rufe eines der reichsten Staatsdiener Mahmud's II. stand.

Sein ursprünglicher Antrag, sich einpferchen zu lassen in die Abgeschiedenheit seines Harems, wies Pepi mit einer Verachtung zurück, von welcher unser Reis-Efendi bisher keine Ahnung zu haben schien. Ihre schnöde Kälte verzehnfachte seine Gluth und trug nicht wenig dazu bei, daß der verliebte Muselman sich blindlings allen Bedingungen der reizenden Christin unterwarf. Das Einzige, was er gleichsam zur conditio sine qua non erhob, war die Anforderung, daß sie zum Islamismus übertreten und statt des christlichen Namens „Pepi" einen türkischen anzunehmen sich verpflichten sollte.

Sie zeigte sich darin nicht allzuschwierig. Sie gab das Christenthum auf und nahm den Namen „Gülhane" (Tulpe) an. Dafür ward unserer „Tulpe" das Recht eingeräumt, sich in Pera auf ganz europäischem Fuße in einem ihr ausschließlich zur Verfügung gestellten Palaste niederzulassen.

Zu den Kosten ihrer mit echt asiatischem Luxus veranschlagten Einrichtung erhielt sie zwei Millionen Piaster.

Die „Wiener Tulpe" ward nun der Mittelpunkt

der türkischen Diplomatie, das Stelldichein des ganzen Divans, die Sheherazade des in ihrem Besitze schwelgenden Reis-Efendi, der sich von ihr, statt der langweiligen Märchen der Tausend und Einen Nacht, die reizenden Walzer von Strauß und Lanner vorspielen und im Tarock-Tappen von ihr mehr Geld abnehmen ließ, als ihm bisweilen lieb zu sein schien. — Zur Revanche las sie ihm, wenn er müde des Spielens, auf ihrem Schooße einzuschlummern begann, die Romane Paul de Kocks, (die selbst der Sultan gerne las) mit rührender Unermüdlichkeit vor.

Gülhane Springerl war es, die nicht nur Loisa Puget's reizende Romanzen, sondern auch den „Pariser Cancan" aus dem Jardin Mabil in die Salons der „jungen Türkei" verpflanzte und dadurch weit mehr, als Sultan Mahmud, zur Reform seiner rechtgläubigen Unterthanen beitrug.

Bedenkt man, daß die einstmalige Mündel des Hausmeisters aus der Ankersgasse in Wien solche Umwälzungen im Schooße der türkischen Hauptstadt zu bewerkstelligen im Stande war, dann darf es Niemanden verwundern, daß wenige Jahre später nach Pepi's Auftreten in Constantinopel Mahmud's sechszehnjähriger Nachfolger, Abdul Medschid Khan, durch

Reschid=Pascha, den Mann mit den türkischen Fortschrittsbeinen, bewogen war, am 3. November des Jahres 1839 eine türkische Constitution, den Hat=i=Scherif von Gülhane zu proclamiren.

Kleine Ursachen haben oft große Folgen.

19.

An dem Morgen, an welchem in der Vorstadt Mariahilf die Taufe der kleinen Johanna Herzog vor sich gehen sollte, begab sich ihr berühmter Pathe Meister Strauß gegen zehn Uhr in die Kirche, um dort Hauptzeuge der religiösen Handlung zu sein.

Die Gevatterin, die mit ihm das Kind des Fiacres aus der Taufe hob, war die noch immer jugendlichfrische, wie ein Mairöschen blühende Frau Eva Lanner, welche sich zur Feier dieses kirchlichen Actes und vielleicht auch darum, um in den Augen ihres Mitgevatters so schön als möglich zu erscheinen, höchst festlich geschmückt und ihre Reize, ganz à jour gefaßt, zur Schau gestellt hatte.

Strauß, ängstlich besorgt, der ewig regen Eifersucht seiner Frau keinen neuen Nahrungsstoff zu geben, hatte allem Anscheine nach nur aus diesem Grunde

seiner Toni verheimlicht, daß Crescenzia ihm die Pathenstelle ihrer Kleinen angetragen und daß er dieselbe aus alter, brüderlicher Freundschaft für sie um so lieber angenommen habe, weil ihm dadurch Gelegenheit geworden war, nach langer Zeit wieder einmal mit der jungen Frau seines alten Busenfreundes Lanner zusammenzutreffen.

Die Kirche war voller als gewöhnlich. Denn mit Blitzesschnelle hatte sich in der ganzen Vorstadt, in welcher der „Fiacre mit dem gläsernen Stammbuch" wie ein „bunter Pudel" bekannt war, die Kunde verbreitet, daß bei seiner Erstgeborenen Meister Strauß und Frau Lanner gemeinschaftlich Gevatter stehen würden.

Die Neugierigen strömten schaarenweise hinein, um ungebetene Zeugen dieser interessanten Taufe zu sein.

In dem Augenblicke, als die wie ein Schlittengaul mit Blumen und Bändern aller Farben theatralisch aufgeputzte Hebamme, Frau von Rosenkranz, die Kleine aus den Armen Eva Lanner's nahm, um sie in jene Meister Strauß's zu legen, der sich dabei, im Vorbeigehen gesagt, sehr unerfahren benahm und auffallend verlegen aussah, tupfte eine vom Scheitel bis zum Schuhbande schwarz gekleidete Dame, die dicht hinter

seinem Rücken stand, mit der Spitze ihres Fächers ziemlich unsanft auf die Schulter des Pathen. Dieser drehte neugierig seinen Kopf um und erblickte ... seine Frau! Der Schreck, der ihm bei Toni's Anblick wie der heftige Schlag einer electrischen Batterie durch sämmtliche Gliedmaßen fuhr, war so groß, daß er den armen Wurm, der auf seinen zitternden Armen lag, beinahe fallen ließ. Strauß wurde roth wie ein Auerhahn und gerieth dergestalt in Schweiß, als ob er hinter seinem Rücken einen ganzen Ocean Fliederthee in sich aufgenommen hätte.

Hermione — Zeugin seiner beispiellosen Verlegenheit — grins't wie ein weiblicher Mephisto.

— Wie kommst denn Du hierher? fragt Strauß seine Frau.

— Dieselbe Frage richte auch ich an Dich, erwiedert Toni, bei welcher Wuth und Eifersucht aus allen Poren heraussehen.

— Ich stehe hier Gevatter, flüstert Strauß.

— Das seh' ich, entgegnet seine Ehehälfte. Du schwelgst, wie ich bemerke, in doppelter Freude. Das Glück lacht aus Deinen Augen ... Eva verschlingt Dich mit ihren Blicken ...

— Vergiß nicht, daß wir uns an heiliger Stätte befinden . . .

Hermione nahm das Kind aus seinen Armen und wollte es nun in jene seiner Frau legen.

— Was fällt Ihnen ein? rief Toni, die den unschuldigen Wurm entrüstet zurückwies.

— Entschuldigen Sie, Madame, entgegnete die boshafte Hebamme, die das ganze Complott eingefädelt hatte, ich glaubte, auch Sie, Madame, gehörten zur Pathenschaft dieses kleinen Engels, der Ihrem Herrn Gemahle wie aus dem Gesicht gerissen ist.

— Finden Sie das wirklich? fragte Toni.

— Man müßte blind sein, um dies nicht zu sehen, grins'te Hermione.

— Schweigen Sie, alte Hexe, rief Strauß so laut, daß sie und er selbst darüber erschrak.

Die Taufe war nun zu Ende. Hermione nahm die kleine Staatsbürgerin, welche auf Straußens Wunsch den Vornamen seiner Frau erhalten hatte, deckte einen rosenfarbenen Schleier über Toni Herzog und trug sie im theatralischen Paradeschritt einer römischen Vestalin zur Kirche in den am Eingange derselben harrenden Wagen hinaus, um die Kleine in die Arme ihrer mit Sehnsucht harrenden Mutter zurückzubringen.

Bald darauf entspann sich folgende Scene.

Toni schien außer sich vor Wuth. Strauß bot ihr seinen Arm an. Sie stieß ihn mit Heftigkeit zurück. Da trat Eva auf sie zu.

— Ich freue mich, Dich zu sehen, sagt Frau Lanner.

— Ich nicht, entgegnet Toni mit Bitterkeit.

— Aber, Toni, was hast Du denn?

— Was ich habe, fragst Du? Ich habe einen leichtsinnigen, treulosen Mann!

— Und warum nennst Du ihn treulos?

— Weil er hinter dem Rücken seiner schwerbetrogenen Frau das Kind seiner ehemaligen Dienstmagd aus der Taufe hebt.

— Ist das ein Verbrechen? fragt Eva?

— In Deinen Augen nicht, wohl aber in den meinen! Was soll die Welt davon denken?

— Sie soll denken, was sie will, spricht Strauß, dem endlich die Geduld reißt. Ich bin Mann und thue, was ich will . . .

— Wir lassen uns scheiden, droht Toni.

— Hier ist nicht der Platz dazu. Wir können davon zu Hause reden. Willst Du mir Deinen Arm reichen?

— Nein! erklärt Toni mit eigensinniger Hartnäckigkeit.

— Gut, sagt Strauß und bietet ihn nun der liebenswürdigen Gevatterin an, die ihn ohne Umstände annimmt.

— Wie kann man so kindisch sein, sagt Eva zu ihrer ehemaligen Jugendfreundin und häkelt sich lächelnd in seinen Arm. Bessere Dich, meine liebe, gute Toni, denn wohin soll dies führen?

— Zur Scheidung! erklärt Toni mit unbeugsamem Eigensinn.

— Leben Sie wohl, Madame, sagt Strauß und begleitet seine Gevatterin bis zum Wagen, der sie nach Hause fährt.

Strauß wirft sich in einen Fiacre, der ihn nach der Leopoldstadt bringt.

Toni bleibt in der Kirche zurück. Sie wirft sich vor ein Muttergottesbild. Hier bricht sie in Thränen aus. Eifersucht raubt den Frieden ihrer Seele. Ueberall sieht sie Gespenster und Nebenbuhlerinnen. Sie fleht die Jungfrau Maria an, diese Leidenschaft, die wie ein nimmersatter Geier an ihrem Herzen und an der Wurzel ihrer Liebe frißt, aus ihrem Herzen zu verscheuchen. Eine innere Stimme ruft ihr zu:

— Hilf Dir und der Himmel wird Dir helfen!

Sie bricht von Neuem in Thränen aus; sie fühlt, daß sie zu schwach ist, sich selbst zu heilen. Und darum eben verzweifelt sie.

Thränenfeuchten Auges verläßt sie die Kirche. So endete die Taufe der Kleinen. —

20.

Seitdem war Toni Strauß namenlos unglücklich. Sie härmte und quälte sich selbst. Sie verbitterte ihr und sein Dasein. Sie beargwohnte jeden seiner Schritte; sie mißdeutete jedes seiner Worte; sie wurde von Tage zu Tage mißlauniger und mürrischer; sie that, ohne zu wollen, alles Mögliche, um ihre ohnehin nicht allzuglückliche Ehe mehr und mehr unerquicklich zu machen.

Unter diesen Stürmen des häuslichen Unfriedens rückte der Herbst des Jahres 1836 heran.

Anfangs September unternahm Strauß mit seiner meister- und musterhaften Kapelle seine vierte Musikfahrt, um Deutschlands Gauen in einer andern Richtung zu durchstreifen.

Leben ist Reisen und Reisen ist Leben, sagt Demokritos Weber, und auch Meister Johann überzeugte

sich von der Wahrheit dieses Satzes. Jeder Mensch ist ursprünglich ein Nomade, der nur durch Civilisation zum Stubenhocker und dadurch zum Grillenfänger, Menschenfeinde und „Staatshämorrhoidarius" ausartet.

Strauß flog über Prag, Dresden und Leipzig nach Halle. Hier machte er Arnold Ruge's Bekanntschaft. Der Hegel'sche Burschenschafter und Philosoph war vom Vertreter des Wiener Frohsinns, dessen Geige überall Propaganda für Oesterreich's Gemüthlichkeit machte, eben so entzückt, wie der Tübinger Professor David Strauß in Heilbronn.

Zwölf Jahre später erzählte uns Ruge, der sich in Leipzig als Buchhändler niederließ, der Wiener Strauß sei für ihn ein neuer Orpheus, dessen Zaubergeige im Stande wäre, sogar politische Umwandlungen hervorzubringen, Ultraliberale zeitweilig in conservative Naturen umzugestalten und in ganz Europa Propaganda für Metternichs System zu machen. Strauß ist der Apostel des Frohsinns.

Von Halle zog er nach Magdeburg, Braunschweig, Hannover und Hamburg.

Aus der letztern Stadt schrieb er einem Wiener Freunde:

— — — „In Prag traf ich jenen unvermeidlichen Kieselack, dessen Name uns von den höchsten Felsspitzen Oesterreichs, Böhmens, Schlesiens, Steiermarks, Sachsens u. s. w. angähnt. Er erzählte mir, daß er alljährlich, während der Ferienzeit, eine Fußreise mache, um mittelst einer Schablone, die er beständig bei sich führt, seinen Namen auf den höchsten Höhen anzupinseln, um sich wenigstens auf diese Weise zu verewigen. Er sei aber nicht blos Tourist, sondern auch Schriftsteller. Im Jahre 1829 erschienen von ihm „Skizzen einer Fußreise durch Oesterreich, Steiermark und Kärnthen in zwei Bänden, mit welchen er mir ein Geschenk machte. Aus einer eigenthümlichen Marotte schreibt er sich auf dem Titelblatt: „J. Kyselack". Er erzählte mir, daß er beabsichtige, im nächsten Herbste nach Egypten zu reisen, um seinen Namen auf die Pyramiden von Ghizeh einzumalen; dann erst betrachte er sein Tagewerk als vollbracht und sei dann mit Vergnügen bereit, die Winterquartiere des Jenseits zu beziehen."

Weiter schrieb er:

„In Hamburg hörte ich Theodor Doehler. Er gab hier ein schwach besuchtes Concert. — Ich kenne nun fast alle Koriphäen des Pianoforte und habe mir

über Alle ein eigenes Urtheil gebildet. Nach meiner Ansicht spielt Thalberg wie ein König, Lißt wie ein Prophet, Chopin wie ein Dichter, Herz wie ein Advokat, Kalkbrenner wie ein Prediger, Dreischock wie ein Minstrel, Clara Schumann wie eine Marionette, Camilla Pleyel wie eine Sybille und Theodor Doehler wie ein — Pianist. — — — — — — — — —

Auch Vieuxtems habe ich nun gehört. Mir fällt dabei jene geistreiche Charakteristik ein, welche M. G. Saphir in seinem „Humoristen" entworfen hat und die ich wörtlich in mein Tagebuch aufgenommen habe. „Paganini's Geige, schreibt unser Wiener Rabelais, war bizarr im Schmerze und burlesk in der Freude. Lipinsky's Geige ist eine Heldin, enfin une brave! Lafon's Geige ist eine Pariser Salondame, elegant und weiter nichts. Spohr's Geige, eine deutsche Seherin, hat mehr Gedanken als Worte. Beriot's Geige ist ein liebliches Mädchen, einschmeichelnd, naiv und verlockend ohne große Tendenzen. Ole Bull's Geige ist eine üppige Cachucha-Tänzerin, castagnettenschlagend, gedankenlos pirouettirend. Ernst's Geige ist eine schmachtende, melancholische Schöne, eine sionswehmüthige Taube auf einem Cypressenzweige. Von Molique's Geige läßt sich dasselbe sagen, was Hamlet

von seinem Vater denkt: Sagt, er ist ein Mann und Ihr habt Alles gesagt.“ Sagt von Molique's Geige: Sie ist eine Violine und Ihr habt seine und ihre Apotheose ausgesprochen: sie ist die singende, fühlende, betende, weinende, Herzinnigkeit athmende Königin der Instrumente. Mayseder's Violine ist die deutsche, keusche, tempelreine, tiefsinnige Geige. Haumann's Geige ist eine im Mondschein wallende Geliebte, die uns aus Myrthenhecken und Jasmingängen Grüße, Küsse und Verse zusingt voll Sympathie und Seelenverwandtschaft. Vieuxtem's Geige endlich ist seine Kunstbraut: er hat ihr alle Launen und Capricen, alle ihre Minauderien und Koketterien abgelauert, nur — ihr Herz ist ihm ein Geheimniß geblieben.“ Ich theile die Ansicht des „Humoristen“.

Von Hamburg begab sich der „Wiener Frohsinnsapostel“ nach Bremen, Oldenburg, Osnabrück, Münster und Düsseldorf.

Von hier eilte er nach Holland. Er gab Concerte in Amsterdam und im Haag und kehrte von dort nach Deutschland zurück. Er machte furore in Köln und in Aachen, besuchte dann Lüttich und die Hauptstadt des Königreichs Belgien.

Aus Brüssel schrieb er seinem Verleger Tobias Haslinger:

„Ich habe hier bei Hofe gespielt und den König Leopold, einen der kunstsinnigsten, wohlwollendsten und huldreichsten Monarchen Europa's lieben und verehren gelernt. In ihm vereinigen sich drei National-Eigenthümlichkeiten: der deutsche Ernst, die englische Großmuth und der belgische Kunstsinn. König Leopold ist die personificirte Liebenswürdigkeit; geliebt er wird von seinen Unterthanen, geachtet und geehrt vom Auslande. Die Königin Louise Marie (Louis Philippe's Lieblingstochter) ist eine sehr fromme Dame, die Mutter der Armen, die Wohlthätigkeit selbst. Sie wird von ganz Belgien vergöttert. Der Hof überhäufte mich mit Auszeichnungen.

Außerdem machte ich hier die höchst interessante Bekanntschaft des Hofkapellmeisters Fétis. Sein Aeußeres ist nicht sehr einnehmend. Seine Stirn ragt wie ein Regendach über seine dickbuschigen Augen hinaus. Er ist ein wahrhaft stupender Musikgelehrter. Unsere schöne Kunst verehrt in ihm einen theoretischen Vielwisser, eine lebendige Encyklopädie der Musik. Herr Fétis ist aus Mons gebürtig. Dies verleitete das hier erscheinende Spottblatt „Mephistopheles“, ihn

ein monstre musical zu nennen. — Auch er nahm mich sehr liebenswürdig auf und schrieb über mich und meine geringen Verdienste um die Tanzmusik einen sehr schmeichelhaften Artikel für die Pariser „Revue musicale“, deren Gründer und Hauptmitarbeiter er ist. — Er zog zwischen mir und Herrn Musard einen Vergleich, der — ich freue mich, es Ihnen mitzutheilen — sehr zu meinen Gunsten ausfiel. Ich bin ihm dafür dankbar verpflichtet.“ — —

Von Brüssel begab er sich nach Bonn. Hier machte er Felix Mendelsohn's Bekanntschaft. Auch dieser hochgefeierte Meister der deutschen Kirchen- und Symphonie-Musik nahm ihn mit zuvorkommender Liebenswürdigkeit auf und ließ dem Talente des bescheidenen Walzerfürsten volle Gerechtigkeit angedeihen.

Von Bonn ging's nach dem goldenen Mainz, von Mainz nach Frankfurt, wo er sich u. A. auch bei Rothschild und dem Freiherrn von Münch-Bellinghausen, dem damaligen Bundestags-Präsidenten, hören ließ.

Von Frankfurt eilte er nach Würzburg und dann nach Regensburg.

Von hier schrieb er seiner Frau:

„In einigen Tagen kehre ich nach meinem vielge-

liebten Wien zurück. Ich hoffe, Dich frisch und gesund anzutreffen. Ueberall habe ich meine Rechnung gefunden. Ich habe brillante Einnahmen gemacht und in jeder Stadt nachsichtigen Beifall eingeerntet. Meine Walzer gefallen — Gottlob! — fast überall. Ganz Deutschland spendet mir seinen Beifall. Es fehlt nun zu meinem Glücke weiter nichts, als daß meine gute Toni mit mir und ihrem Schicksale zufrieden sei und sich nicht unnütz mit Grillen und Sorgen quäle. Der liebe Gott verläßt keinen Menschen. Mich hat er unter Tausenden bevorzugt. Er gab mir Talent und — Frohsinn. Ich bin glücklicher als Millionen Andere. Sei auch Du es, liebe Toni! Ich freue mich aufrichtig, Dich wiederzusehen. Grüße und küsse unsere beiden Knaben. Sind Johann und Joseph fleißig gewesen? Ich bringe Jedem eine Geige mit. Denn auch sie sollen, so Gott will, brave Musiker werden und einst in die Fußstapfen ihres Vaters treten, der sie wie seine Augäpfel liebt.

Bald liege ich in Deinen Armen. Bis dahin liebe Deinen alten Hans."

Einen Tag vor dem Sylvesterabende kehrte Meister Strauß nach viermonatlichem Triumphzuge in seine Vaterstadt zurück.

Sein Ruf war jetzt fest begründet. Ganz Europa tanzte nach seiner Geige.

21.

Herr von Heupferd, viel zu rachsüchtig, um, selbst nach Jahren, vergessen zu können, daß sein Sturmlaufen auf Toni's Herz ihm ganz und gar mißglückt und daß er von ihrem Manne am Eingange der Michaeler-Kirche grausam abgefertigt worden war, hatte sich schon seit langer Zeit mit dem Gedanken herumgetragen, sich für jenen vereitelten Liebesplan dadurch an Meister Strauß zu rächen, das er dessen glänzende Erfolge im Auslande in den Spalten seines „goldenen Esels" durch die Hechel zog.

Bald nach Straußens Rückkehr erschien in Heupferd's „vielgelesener" Zeitschrift ein höchst boshafter Artikel, in welchem Meister Patroklus mit allen Waffen seines Geistes, seiner Satire gegen die sieggekrönten Triumphzüge des neuen Jason und seiner musikalischen Argonauten zu Felde zog und sowohl an Meister Strauß wie an dem glänzenden Phalanx seiner überall mit ungetheiltem Anklang und Wiederhall aufgenommenen Walzer-Produktionen, so zu sagen, kein „gutes Haar" ließ.

Heupferd versuchte nachzuweisen, daß dieser Strauß, bei Lichte betrachtet, weiter nichts als ein nüchterner Nachahmer seines weithin leuchtenden Vorbildes Lanner sei und sich zu diesem wie ein Nachtlämpchen zum Sirius, wie ein armer Teufel zu einem Melodiencrösus, wie Raimund zu Meisl oder wie die Krones zur unerreichbaren Huber verhalte.

Dann zog er gegen den Walzer im Allgemeinen los und schüttete das Kind mit dem Bade aus.

„Was ist auch so ein Walzer?“ schrieb er. „Eine Lanner'sche Schablone, mit deren Hilfe jedes musikalische Wichtelmännchen tagtäglich ein halbes Schock ähnlicher Abklatsche zu Tage fördern kann. Wer componirt denn heutzutage nicht Walzer? Bald wird die Zeit wiederkehren, wo der erste beste Gimpel mit Hilfe zweier Würfel und einiger Notentafeln, worauf sich abgerissene, mit Ziffern versehene Takte befinden, nach der Anweisung des längst verschollenen Contrapunktisten Johann Philipp Kirnberger derlei schablonenartige Tanzmusik zusammenzuwürfeln befähigt sein wird. Im Jahre 1757 erfand dieser Mann ein musikalisches Würfelspiel, das unter dem Titel „Der allezeit fertige Polonaisen- und Menuet-Componist“ an's Licht trat. Ein Nachahmer dieser musikalischen Spielerei war der

Paduanische Organist Antonio Calegari, der das Geheimniß dieser musikalischen Firlefanzerei von seiner Vaterstadt Padua nach Paris verpflanzte, dort (1803) eine französische Uebersetzung seines italienischen „Giuoco pittagorico“ unter dem Titel: „L'art de composer la musique sans en connaître les éléments“ erscheinen ließ und diese „Kunst“ der Gemahlin des ersten Consuls, der leidenschaftlichen Musikfreundin Josephine Buonaparte, zueignete. Mit Hilfe dieses Schnickschnacks kann jeder musikalische ABC-Schütz alle beliebigen Tänze schockweise aus den Aermeln schütteln. Es hat den Anschein, als sei dieses „tiefsinnige Werk“ dem berühmten Componisten des „Trompetenwalzers“ (Opus 13 der Johann Strauß'schen Muse) nicht ganz unbekannt geblieben, denn auch der Vater des „Seufzergalopps“ scheint die Walzer und Galoppaden wie Ludwig Döbler die halbverwelkten Blumensträußchen aus der Leere seines Hutes herauszugreifen, die bereits müde Tanzwelt allwöchentlich mit einer neuen Schablone seines musikalischen Würfelspieles zu beglücken und dann alljährlich mit den Kindern seiner furchtbaren Laune auf die Reise zu gehen, um sich mit dieser Spielerei mehr Geld zu verdienen als z. B. der arme Beethoven sein ganzes Leben hin-

durch mit seinen Riesenwerken zu verdienen im Stande gewesen war.

„Aber was ist auch, fuhr Heupferd fort, eine Beethoven'sche Simphonie gegen ein Strauß'sches Walzer-Schema? Ein Stephansthurm gegen ein Räucherkerzchen! — In zwanzig Jahren wird jeder Kakerlak mit Hilfe der Würfel derlei musikalische Räucherkerzchen in Unmasse zu fabriziren im Stande sein." *) So schloß diese Philippika Heupferd's.

Um dieser offenen Kriegserklärung mehr Nachdruck zu geben, beschloß Meister Patroclus, von dieser Nummer des „goldenen Esels", statt fünf, gleich sechs Exemplare abziehen und eines davon — natürlich anonym! — durch die Stadtpost an Strauß abgehen zu lassen.

Er las den Wisch und — lachte. Dann ließ er den „goldenen Esel" einrahmen und hing ihn in

---

*) Diese Prophezeiung hat sich wirklich erfüllt. Soeben erhalten wir folgende Anzeige: In Berlin ist erschienen und in allen Buchhandlungen zu haben: „Tausend und ein Tanz. Musikalische Zauberkarten, oder die Kunst, ohne alle musikalische Vorkenntnisse die verschiedenartigsten Tänze, Walzer, Galopp und Polka zu componiren, von einem Wohlbekannten." — Sollte dieser Wohlbekannte vielleicht Heupferd sein? Nichts ist unmöglich in der Welt. E. M. O.

jenes stillverschwiegene Cabinet, das er allmorgendlich zu betreten gewohnt war. Dort prangt Heupferd vielleicht noch heute!

22.

Wir theilen nun dem zukünftigen Biographen unseres berühmten Freundes die Fortsetzung der im Capitel 27 unserer Erzählung angefangenen Liste der Strauß'schen Compositionen in chronologischer Reihenfolge mit:

Opus 51. Hof-Ball-Tänze, 52. Bajaderen-Galopp, 53. Bajaderen-Walzer, 54. Contra-Tänze, aufgeführt bei den Hofbällen, 55. Ein Strauß von Strauß, Potpourri, und Wiener Bürgermärsche (Nummer 1, 2 und 3), 56. Alexandra-Walzer (gewidmet der Kaiserin von Rußland), 57. Zampa-Walzer, 58. Mein schönster Tag in Baden, 59. Die vier Temperamente, Walzer, 60. Carnevalsspende, Walzer, 61. Tausendsapperment-Walzer, 62. Montecchi-Galopp, 63. „Frohsinn mein Ziel", Walzer, 64. Robert-Tänze, 65. Mittel gegen den Schlaf, Walzer, 66. Erinnerung an Pesth, Walzer, 67. Erste Walzer-Guirlande, 68. Gabriellen-Walzer, 69. Fortuna-Galopp, 70. Pfennig-Wal-

zer*), 71. Elisabethen-Walzer (der Königin von Preußen zugeeignet), 72. Cotillons aus der Oper: „der Zweikampf", 73. Bürgermarsch Nummer 4, 74. Venetianer-Galopp, 75. Iris-Walzer, 76. Rosa-Walzer, 77. Zweite Walzer-Guirlande, 78. Erinnerung an Berlin, Walzer, 79. Gedankenstriche, Walzer, 80. Huldigungs-Walzer, 81. Grazien-Tänze, 82. Philomelen-Walzer, 83. Merkurs-Flügel, Walzer, 84. Heimath-Klänge, Walzer, 85. Reise-Galopp**), 86. Ballnacht-Galopp, 87. Erinnerung an Deutschland, Walzer, 88. Die Nachtwandler, Walzer, 89. Eisenbahnlust-Walzer, 90. Jugendfeuer-Galopp, 91. Krönungs-Walzer, 92. Cotillons aus der Oper: „die Hugenotten", 93. Hugenotten-Galopp, 94. Künstlerball-Tänze, 95. Brüßler Spitzen, Walzer, 96. Ball-Raketen-Walzer, 97. Cachucha-Galopp, 98. Pilger am Rhein, Walzer, und 99. Bankett-Tänze.

23.

Es war im Carneval des Jahres 1837.

---

*) In Folge einer verlorenen Wette soll er dafür, laut Abkommen, nur einen Pfennig Honorar erhalten haben.

**) Strauß componirte diesen Tanz im Postwagen.

E. M. O.

Fürst Metternich veranstaltete eines jener großartigen Ballfeste, zu welchem das ganze diplomatische Corps mit dem zahllosen Schwarme aller wichtigthuenden Attachés, die Elite des Adels und die Blüthe der schönsten und vornehmsten Damen der Kaiserstadt huldreich eingeladen waren.

Schon vier Wochen zuvor hatte ganz Wien von nichts Anderm, als von diesem „Balle der Bälle" gesprochen.

Seit Jahren hatten die unzähligen Putzhandlungen Wiens nicht so viele Bestellungen als um diese Zeit erhalten.

Vor dem Atelier der „schönen Wienerin", der damaligen Tonangeberin der Moden (diese Kunstanstalt ist leider eingegangen), sah man tagtäglich eine glänzende Reihe herrlicher Equipagen auf die Herrschaften warten, welche hier, in dieser Pairskammer des guten Geschmacks, die wichtigsten Fragen des Staates debattirten, neue Modengesetze decretirten und große Ankäufe zum bevorstehenden Ballfeste machten, mit welchem, beiläufig, ein fürstliches Banket verbunden war.

Endlich erschien der längst und heiß ersehnte Tag.

Das Fest war, wie sich von der Eleganz und

dem Geschmacke des Fürsten erwarten ließ, glänzend und imposant.

Das Hotel Seiner Durchlaucht war feenhaft beleuchtet.

Der Fürst, der gewandteste Diplomat, der galanteste Cavalier, und seine dritte, in der doppelten Aureole der Jugend und Schönheit prangende Gemahlin, Gräfin Melanie von Zichy-Ferraris, mit der er sich am 3. Mai 1831 vermählt hatte, machten mit dem ganzen Aufgebote ihrer ihnen angeborenen Liebenswürdigkeit die Honneurs und empfingen am Eingange des Salons den glänzenden Phalanx ihrer Gäste.

Der Haus-, Hof- und Staats-Kanzler, trug kurze weiße Casimirhosen, einen schwarzen Leibrock und statt seiner dreiunddreißig oder Gott weiß wie viel Orden eine Rosenknospe im Knopfloche und das einnehmende Lächeln auf dem feingeschnittenen Lippenpaare.

Die Fürstin Melanie — einfach, geschmackvoll und graziös wie gewöhnlich — trug eine cyanenblaue, mit Brüßeler Spitzen besetzte Robe und keinen andern Schmuck als eine mit dem Miniaturbildniß ihres Gemahls geschmückte Broche und in der dunkeln Fülle

ihres wunderschönen Haares die hostienweiße Blüthe einer erst halb aufgesprungenen Camelienknospe.

Der Fürst bewillkommte jeden seiner Gäste, ohne Unterschied des Ranges, mit einer anmuthigen Verneigung seines Kopfes und mit jenem Alles gefangennehmenden Lächeln, das seinen Mienen, wie jedem seiner Worte, einen eigenthümlichen Reiz verlieh, dem selbst dessen schlimmster Gegner nicht zu widerstehen vermochte.

Der Saal, der sich rasch gefüllt hatte, glich halb einem Congresse, zu welchem jede der dreiunddreißig weiblichen Schönheiten ihren bevollmächtigten Minister und jede der männlichen Würden ihren beglaubigten Geschäftsträger abgesandt hatte.

Das Licht der durch das Echo der Spiegel hundertfach vervielfältigten Lüstres und Girandolen spiegelte sich im zitternden Glanze der Diamanten und Juwelen, mit welchen die Toiletten der Damen gleichsam übersäet war; aber aller Schimmer dieser Edelsteine ward durch das Feuersprühen der schönen Frauenaugen Wiens verdunkelt.

Aus dem Schwarme der männlichen Gäste ragte der treue Paladin Seiner Durchlaucht, der feine Epikuräer und geistreiche Weltreisende Karl Freiherr von

Hügel hervor, eben so bekannt als gewandter Diplomat, wie als scharfsinniger Naturforscher, der sich auf seiner reizenden Villa zu Hietzing eben so eifrig mit dem Gartenbau als mit allen Geheimnissen der Kalobiotik oder sogenannten Schönlebekunst zu beschäftigen gewohnt war.

Neben dem Baron gewahrte man einen kleinen unansehnlichen Herrn, in welchem die Eingeweihten den ci-devant Cölnischen Advokaten, spätern Herausgeber des „politischen Wochenblattes" und nunmehrigen Hofrath Carl Ernst Jarke, den Seine Durchlaucht sich aus Berlin verschrieben hatte, um nach dem Tode des Herrn von Gentz, welcher trotz seiner fünfzehn-pfündigen Rindfleischbrühen, von denen wir unserm Leser im fünften Capitel des ersten Bandes gewissenhaft Bericht erstattet hatten, am 9. Juni 1832 an Entkräftung gestorben war, faute de mieux, dessen Stelle zu ersetzen.

In einer andern Ecke unterhielt sich der berühmte, mit dem persischen Sonnen- und Löwenorden gezierte Orientalist und Hofrath Joseph Hammer von Purgstall, ein Liebling des Fürsten, mit dem Oberstkämmerer, Kunstmäcen und verdienstvollen Leiter des damals in seiner höchsten Blüthe prangenden

Hofburgtheaters Johann Rudolph Grafen von Czernin (sein Verlust ist noch jetzt nicht verschmerzt!) über die Tendenzen und Bestrebungen des neuen Drama's.

Unter den Notablen der schönwissenschaftlichen Literatur ragten Franz Grillparzer, dessen Name uns jedes Zusatzes überhebt, und der berühmte Sänger der „Canzonen", Freiherr Joseph von Zedlitz, hervor. Zu jener Zeit recitirte ganz Wien und halb Deutschland die noch jetzt bekannte Canzone:

„Nachts um die zwölfte Stunde
Verläßt der Kaiser sein Grab."

Unter dem Frauenflore strahlte an der Seite der Fürstin Melanie eine Tochter des Staatskanzlers aus dessen zweiter Ehe*) mit der schönen Marie Antoinette von Leykam (welche Kaiser Franz zur Gräfin von Beilstein erhoben hatte), wie eine liebliche Knospe neben einer in üppiger Schöne prangenden Blume hervor.**)

---

*) Die erste Gemahlin des Fürsten war Gräfin Eleonore von Kaunitz, eine Enkelin des berühmten Ministers. Sie starb 1825.

**) Eben diese Tochter ist, wenn wir nicht irren, mit dem als ersten Reiter Europa's bekannten ungarischen Grafen Sander vermählt. Wir hatten das Vergnügen, ihn in Augsburg beim Bankier Obermeyer kennen zu lernen. Er ist Cavalier wie sein Schwiegervater.

Nach zehn Uhr begann der Ball.

Auf den beiden Gallerien des prachtvoll geschmückten Saales standen sich zwei zahlreich besetzte Orchester gegenüber, welche den Befehl erhalten hatten, abwechselnd die beliebtesten und neuesten Tänze aufzuführen.

An der Spitze dieser doppelten Kapelle, die vergebens ihres Gleichen suchte, standen als commandirende Generale die beiden Dioscuren der Wiener Tanzmusik. Wir meinen Castor-Strauß und Pollux-Lanner.

Seine Durchlaucht hatte beide Nebenbuhler, die seit ihrer Trennung von Stube und Bett nie zusammen an einem und demselben Orte sich hören ließen, durch die Macht seiner zauberischen Ueberredungsgabe bewogen, ihre Kräfte zur Verherrlichung seines Festes zu vereinigen.

Wer konnte dem Fürsten etwas abschlagen!

Jeder der beiden Meister fühlte sehr bald, daß es auf einen fein abgekarteten Wettstreit abgesehen war.

Jeder von Beiden bot nun seine ganze Kraft, seinen ganzen Stolz, seinen ganzen Ehrgeiz auf, um den Andern zu überflügeln und, wo möglich, in den Schatten zu drängen. Es war ein Duell, in welchem

sich zwei gleich begabte, gleich gefeierte Meister nicht auf Pistolen, sondern auf Violinen herausforderten, ein Geigenkampf auf Leben und Tod.

Erst spielte Lanner, dann spielte Strauß. Der Eine ruhte, während der Andere um den Beifall der tanzenden Preisrichter kämpfte.

Ein Tanz war lockender, schmeichelnder, verführerischer als der andere.

Die Gäste, Schiedsrichter dieses Wettstreits, wurden nicht müde, zu tanzen und Beifall zu spenden bald diesem, bald jenem der beiden Gladiatoren auf der Violine.

Und lange Zeit wankte die Wage. Noch war der Sieg nicht entschieden.

Da begann Pinetti-Lanner und sein ruhmbedecktes Orchester die „Amélie-Tänze", jenen wunderholden Walzer-Cyclus, welchen er kurz vorher der Königin der Franzosen gewidmet hatte, anzustimmen.

Man kann sagen, daß der Tanz jetzt erst zu beginnen schien.

Man war nur Ohr und Fuß.

Ein Paar schloß sich wirbelnd und klangberauscht dem Andern an. Die Tempi der Musik wurden immer schneller, jubelnder, fortreißender; die Tanzen-

den immer lebhafter, feuriger, wilder. Manches Paar jagte so schnell vorüber, daß das Auge des geblendeten Zuschauers ihm kaum zu folgen vermochte. Die hinreißenden Rythmen liehen Allen Flügel. In einem Nu durchkreis'ten sie den großen Saal; sie tanzten mit wunderbar wachsender Lust; sie gönnten sich keinen Augenblick Rast und überließen sich mit unbeschreiblicher Wonne der Einwirkung dieses Walzers.

Meister Lanner geigte wie ein Gott.

Die Richter hörten nicht eher zu tanzen auf, als bis dessen Geige schwieg.

Dann aber erscholl lauter einstimmiger Beifallsruf. Das Applaudiren wollte kein Ende nehmen. Lanner verbeugte sich fünf, zehn Mal. Dann aber folgte eine große Pause. Die Damen sanken auf die Sessel. Sie waren erschöpft und fast athemlos. Ihr Busen glich dem aufgeregten Meere, dessen Wellen stürmisch auf- und niederwogen. Der künstliche Bau ihrer Locken war so zerstört, als ob ein Orkan darin umhergewüthet hätte. Sie keuchten, feuchteten sich die trocken gewordenen Korallenzweige ihres Mundes an und fächelten sich mit ihren Marabouts-Fächern erfrischende Kühlung zu.

Lanner sah dies Alles und triumphirte. Er hielt

seinem Nebenbuhler, der zu ihm gekommen war, um ihm zu diesem neuen Erfolge herzlich Glück zu wünschen, eine kleine Dose von Papier-Maché mit der Frage hin:

— Schnupfst Du, Bruderherz?

Strauß nahm eine Prise und nies'te.

— Zur Genesung! rief der seelenvergnügte Flachskopf.

— Merci! sagte Freund Mohrenschädel und schwieg.

Nach halbstündiger Pause forderte Strauß und sein Orchester die Tanzenden, die sich kaum erholt hatten, zu einem neuen Walzer auf.

Es war Opus 99, „die Bankett-Tänze", die er eigens zur Feier dieses Ballfestes — erst den Morgen zuvor — componirt hatte. Er spielte sie, so zu sagen, noch brühwarm.

Man wollte Anfangs nicht recht heran: man war noch viel zu ermüdet.

Kaum aber hatte Philadelphia-Strauß ein paar Takte gespielt, als Alles, was tanzfähig war, von den Sesseln aufsprang, jeder Herr sich eilig um eine Dame und manche Dame sich ängstlich um einen noch übrig gebliebenen Herrn umsah, um bei diesem Tanze, dessen

Anfang schon so verlockend klang, um keinen Preis müßig zurückzubleiben.

Strauß spielt weiter und geigt. Er geigt wie — Strauß.

Die Fürstin tanzt mit Herrn von Hügel.

Da die Zahl der Damen die der tanzlustigen Herren bei Weitem übersteigt, sieht man dort und da zwei Damen, wie zwei Rosen an Einem Stengel, sich bewegen.

Endlich tanzt Alles, was Füße hat. Es giebt fast keinen Zuschauer mehr . . . es giebt nur noch Tanzende, die fortgerissen, fortgeschleudert von dem magisch anschwellenden Zauber der Musik tanzen müssen, wenn sie auch gar nicht wollen.

Castor-Strauß geigt con amore weiter. Der Tanz wird immer rascher, rasender. Selbst die Diener in den geräumigen Vorsälen fangen zu tanzen an . . . jetzt tanzt Alles, aber auch Alles. Selbst Hofrath Jarke kann nicht widerstehen. Auch er fängt zu tanzen an. Es geschehen noch Zeichen und Wunder. Damit ist Strauß noch nicht zufrieden. Er spielt den Schlußsatz, die Coda. Da endlich wird auch Pollux-Lanner von dieser allgemeinen Tanzwuth, von jener unsichtbaren Tarantel, die im Resonnanzboden der

Strauß'schen Geige sich eingenistet zu haben scheint, gestochen, angesteckt und fortgerissen. Unwillkührlich hebt sich erst der linke, dann der rechte Fuß . . . endlich erheben sich beide zugleich. Es bemächtigt sich seines ganzen Körpers eine Lust, eine Krankheit, ein wahrhafter Sanct=Veitstanz, dem er vergebens Widerstand zu leisten versucht . . . zuerst fängt er zu hüpfen an . . . dann muß er springen und am Ende gar tanzen. Das sehen die Mitglieder seines Orchesters. Auch sie können nicht länger widerstehen . . . auch sie fangen zu tanzen an.

Strauß sieht dies Alles und triumphirt. Er sieht Lanner tanzen und . . . lächelt.

Der ganze Saal wirbelt im Kreise. Man tanzt und tanzt und hört nicht eher auf, als bis Strauß, ermüdet und erschöpft, seinen Zauberbogen niedersinken läßt.

Stürmischer Jubel dröhnt durch den Saal. Alles ist entzückt . . . Alles ist aufgelös't . . . Jeder lacht und Jeder applaudirt!

Nun verneigt sich auch Meister Strauß. Ihn ruft man zum Sieger aus.

Da stürzt Lanner zu ihm hinauf. Er fällt seinem Nebenbuhler um den Hals und herzt und küßt ihn,

ohne Neid und Rancüne, so wie sich's einem Künstler ziemt, welcher Talent genug besitzt, um es auch Andern zu gönnen vom tiefsten Grunde seines guten Herzens.

Die Gäste sehen es und jauchzen beiden Freunden lauten Beifall zu.

— Weißt Du, Mohrenschädel, was ich schon vor Jahren zu Deinem Eisbären von Verleger gesagt?

— Nein, Flachskopf, ich weiß es nicht!

— Herr, sagte ich zu Haslinger, als er, dumm genug, mich fragte, ob Du wohl auch Talent besäßest, wenn ich nicht Lanner wär', sagte ich, möcht' ich dieser Strauß sein!

— Und wär' ich nicht Strauß, Bruderherz, ich schenkte Alles, was ich besäße, könnte ich Lanner sein!

Beide Freunde umarmten sich von Neuem.

24.

Acht Tage nach jenem Ballfeste, von welchem sich noch immer halb Wien unterhielt, überreichten, fast gleichzeitig, zwei Kammerdiener der Fürstin Metternich den Herren Strauß und Lanner den schriftlichen Dank Seiner Durchlaucht des Staatskanzlers, begleitet von einem Geschenke seiner erlauchten Gemahlin, bestehend

aus einem mit Brillanten besetzten Tactirstabe von schwarzem Ebenholze mit der Perlmutter-Inschrift:

„Erinnerung an Melanie, Fürstin von Metternich.“

25.

Am folgenden Morgen — Freund Johann bummelte noch im Bette — erhielt er den Besuch eines seiner Freunde.

Dieser Freund war Wiens Grévedon, ein berühmter Bildnißmaler, welcher fast alle Koriphäen der Künste und Wissenschaften der Kaiserstadt durch die Meisterschaft seines Pinsels verewigt hat. Auch er war Mitglied der „Ludlamshöhle“.

— Verzeih, wenn ich so früh Dich störe, sagt Kriehuber.

— Ich freue mich, Dich zu sehen. Was führt Dich zu mir?

— Ich habe Auftrag erhalten, Dich zu malen . . .

— Und darf ich fragen, für wen?

— Für eine Dame, die sich höchst auffallend für Dich zu interessiren scheint . . .

— Ihr Name?

— Muß für Dich ein Geheimniß bleiben.

— Und warum?

— Weil sie mir bei ihrer Ungnade ausdrücklich untersagt hat, Dir ihr Incognito zu verrathen. Auch sie schwärmt für Deine Walzer ...

— Wie Gabrielle! seufzt der arme Maestro.

— Nur so viel kann ich Dir unter dem Siege der größten Verschwiegenheit anvertrauen, daß Deine „leidenschaftliche Verehrerin" eine sehr hochgestellte Dame ist und, wie sie sagt, ein ganzes Alphabet triftiger Gründe hat, Dir gegenüber — vorläufig! — ihr Incognito zu behaupten. „Fragt Sie Ihr Freund, für wen Sie ihn malen sollen, so sagen Sie ihm einstweilen nur: für eine blaue Dame, welche entzückte Zeugin seines Triumphes auf dem Balle des Herrn von Metternich gewesen ist.

— Blaue Dame, wiederholt Strauß nachdenkend, wer sie wohl sein möge.

— Ich soll Dich en miniature malen. Ich werde versuchen, die unwiderstehliche Liebenswürdigkeit Deiner Züge so treu als nur irgend möglich wiederzugeben ..

— Ihr Maler versteht immer zu schmeicheln ...

— Das ist unsere Kunst, unser Beruf! Hast Du Zeit, mir zu sitzen?

— Ich sitze bereits, wie Du siehst, entgegnet Strauß, der sich aus den Kissen seines Lagers erhebt.

— Dann will ich keine Zeit verlieren, spricht Kriehuber und holt Brieftafel und Reißstift hervor, um Straußens Physiognomie sofort in Angriff zu nehmen.

In demselben Augenblick kommt Heinrich Proch.

Wer kennt nicht diesen Strauß der Lieder, diesen Epigonen Franz Schuberts, der mehr Chansons geschrieben, als er Haare auf dem geistreichen Schädel hat?!

— Ah gut, daß ich Dich finde!

— Mich? fragt der Maler, der so eben Straußens Nasenspitze auf's Papier geworfen hat.

— Ich meine unsern alten guten Siebenschläfer.

— Was verschafft mir die Freude Deines Besuches?

— Ich komme, lieber Strauß, um mir von Dir Auskunft zu erbitten . . .

— Ueber wen?

— Ueber eine Wienerin, die seit Kurzem in Kairo lebt und Dich sehr genau zu kennen scheint . . .

— Wie heißt die Gute?

— Sie nennt sich Frau von Engel . . .

— Und was treibt denn dieser Engel?

— Seit Kurzem ist sie Favoritin Mehemet Ali's.

— Tausendsapperment, sie ist am Ende gar . . .

— Keine Andere als Mademoiselle Pepi Springerl, die ihren Namen mit vollem Rechte verdient, denn sie macht gewaltig große Sprünge, schlüpft wie ein Goldstück durch viele Hände und hat sich von einer Maitresse des türkischen Reis-Effendi zur Scheherezade des alten Vicekönigs von Egypten emporgeliebt.

— Und was will sie von mir?

— Sie wünscht eine Sammlung Deiner Tänze, um ihnen — wie sie mir schreibt — auch im Lande der Pyramiden Eingang, Anklang und Bürgerrecht zu verschaffen. Hier ihr Brief . . . lies ihn selbst!

Strauß liest und ist — ganz Staunen.

— Auf welchem Wege erhieltest Du diese Zeilen?

— Auf einem Wege ganz eigenthümlicher Art. Du kennst den berühmten Touristen Kieselak . . .

— Ich war so glücklich, im verflossenen Herbste seine sehr ehrenwerthe Bekanntschaft in Prag zu machen.

— Von dort begab er sich über Wien, Triest und Constantinopel nach Egyptens Hauptstadt, um den kühnsten seiner Wünsche zu erfüllen und seinen überall bekannten Namen auch im Lande der Pyramiden bekannt zu machen. In Kairo gelang es dem berühmten

Fußreisenden, die Bekanntschaft der Frau von Engel zu machen, die, als sie erfuhr, daß er ihr Landsmann sei, ihn äußerst wohlwollend bei sich aufnahm und ihn sogar dem alten Fuchse Mehemet Ali als einen ihrer Anverwandten vorzustellen sich erlaubte. Der Vice-König von Egypten schenkte dem „Cousin seiner Freundin" eine klafterhohe Pfeife, zwei Kameele und ernannte ihn zum Pascha mehrerer Roßschweife. Kieselak stand auf dem Punkte, Premier-Minister zu werden, als ihn sein Heimweh und sein abgelaufener Urlaub nach den Fleischtöpfen und Mehlspeisen seiner Vaterstadt zurücktrieb. Gestern ist er geraden Weges von Kairo angelangt und hat mir jenen Brief überbracht.

— Und warum wandte sie sich gerade an Dich?

— Weil sie, wie Du gelesen haben wirst, gleichzeitig auch eine möglichst vollständige Sammlung meiner Lieder verlangt.

— Und Du willst sie ihr schicken?

— Warum denn nicht? Sie hat Herrn Kieselak zu ihrem Geschäftsträger ernannt und ihm zur Dekkung einiger Auslagen, die er für sie machen soll, eine Anweisung von dreihunderttausend Piaster an Herrn von Sina mitgegeben.

— Diese Pepi macht eine fabelhafte Carrière, meint Strauß.

— Gott weiß wo sie enden wird, sagt Proch. Falls Du also entschlossen bist, auf Pepi's Wunsch einzugehen, so gieb mir alle Deine Tänze oder schicke sie direct an Kieselak, der beauftragt ist, Dir den Betrag dafür augenblicklich auszahlen zu lassen.

— Ich werde mit meinem Verleger sprechen.

— Thu' das, altes Haus, spricht Proch und will gehen.

— Halt! So rennt man nicht fort, ruft ihm Kriehuber zu. Betrachte zuvor diese Skizze und sage mir, ob Du sie ähnlich findest.

Proch wirft einen flüchtigen Blick darauf.

— Aehnlich wie Alles, was Du malst. Deine sprechenden Bilder sind leibhafte Steckbriefe!

— Du siehst, guter Strauß, daß auch Componisten zu schmeicheln verstehen.

— Nun aber, Kinder, muß ich fort, denn um Zehn habe ich Probe . . .

— Geh mit Apoll, sagt der Maler.

— Und mit allen neun Musen, fügt der Musiker hinzu.

— Mir scheint, sagt Kriehuber zu Strauß, daß Du von jeher viel Glück bei den Frauen gemacht . . .

— O sprich nicht so laut! Meine gute Frau könnte es hören!

— Ist sie denn so eifersüchtig?

— Erspare mir die Antwort und sage mir lieber, wer die blaue Dame ist, die, wie Du behauptest, für meine Walzer schwärmt?

— Sie ist eine Fee, eine Peri . . .

— Blond oder brünett?

— Blond, noch blonder als Eva Lanner . . .

— Das ist so gerade mein Geschmack! Ist man verheirathet oder vielleicht Wittwe?

— Keines von Beiden . . .

— Also gar noch Jungfrau?

— Ich darf durchaus nichts verrathen . . .

— Und warum nennt man sich „blaue Dame?"

— Vermuthlich trägt sie solch ein Kleid . . .

— Und Strauß begann von Neuem nachzusinnen.

— Ah, nun fällt mir ein . . .

— Behalte es für Dich und frage mich um nichts mehr, denn ich bin verschwiegen wie ein prolongirter Pfandzettel.

Und Meister Kriehuber vollendet seine Skizze.

Strauß nimmt eine nachdenkliche Miene an. Er denkt an die blaue Unbekannte.

— Dein reizendes Bild ist nun fertig. Ich habe meines Auftrags mich entledigt. In längstens drei Tagen soll Dein Portrait in ihrem Besitze sein.

— Höre, Freund Kriehuber, noch ein Wort! Ich schwöre Dir unverbrüchliche Verschwiegenheit, lasse meine Toni in zwanzig verschiedenen Costümen von Dir malen und widme Dir meine sämmtlichen Walzer, wenn Du mir sagen willst . . .

— Was ich Dir unmöglich sagen darf. Nein, nein! Nicht alle Walzer der Welt könnten mich bewegen, meinem Versprechen untreu zu werden. Nie, nie sollst Du — wenigstens nicht durch mich — den Namen jenes Engels erfahren, der thöricht genug ist, Dich zu lieben mit allen Kräften seiner Seele. Du bist ein wahrhaft beneidenswerther Mensch! sagt Kriehuber, legt neiderfüllt seine Hand auf Straußen's Schulter und rennt, laut aufseufzend, fort wie ein Wahnsinniger.

— Dieser Kerl scheint eifersüchtig zu sein, lacht Strauß und verläßt das Bett.

26.

Das liebe grüne Pfingstfest war gekommen.

Am Morgen des zweiten Feiertages verlor sich Meister Strauß, dessen ganzes Denken unaufhörlich mit dem undurchdringlichen Mysterium der „blauen Dame“ beschäftigt war, in die einsamen Gänge seines Lieblingsspaziergangs, des schon früher genannten Wurstelpraters, um unter dem smaragdenen Schatten der im vollsten Frühlingsschmucke prangenden Bäume sich für die Erfindung neuer Walzerlieder zu begeistern, als sein träumerisches Auge auf eine ziemlich isolirte Bude fiel, an deren Eingang ein rother Anschlagszettel hing.

Strauß trat näher heran und las:

„Der Wunderpudel Don Fido Savant ist in diesem Zaubersaale von Morgens 8 bis Abends 9 Uhr zu sehen.

Dieser Wunderpudel spielt Préférence, Tarock und Domino, nennt die Augen der Würfel, addirt, subtrahirt, multiplicirt nnd dividirt, kennt den Werth aller preußischen Geldstücke und hat erst unlängst die Ehre gehabt, mit Seiner königlichen Hoheit dem Prinzen Albrecht von Preußen in seinem Palais einen Robber Whist zu spielen.

☞ Fido Savant iſt ein geborener Berliner.

Erſter Platz 12 Kreuzer. Zweiter Platz 8 Kreuzer. Dritter Platz 4 Kreuzer C. M. — Kinder, welche ihre Eltern, Vormünder, Haushofmeiſter oder Gouvernanten mitbringen, zahlen die Hälfte. Standesperſonen zahlen nach Belieben.

☞ ☞ Der Großmuth werden keine Schranken geſetzt.

Helmine von Dornenbuſch, Eigenthümerin des Wunderpudels."

Strauß, durch den Inhalt dieſes rieſigen Plakates etwas neugierig gemacht, beſchloß, gleichzeitig angelockt durch die Töne einer unſichtbaren, im Innern der Bude aufgeſtellten Drehorgel, welche ziemlich melancholiſch klang, einzutreten, um die perſönliche Bekanntſchaft dieſes vierfüßigen Berliner Caglioſtro zu machen.

Da er durch die Geräuſchloſigkeit, die den einſamen Schauplatz dieſes Wunderpudels umgab, zu der keineswegs gewagten Schlußfolgerung verleitet ward, daß das Gedränge in der Bude nicht größer als vor derſelben ſei, reifte in ihm die kühne Idee, unter der Flagge einer Standesperſon, die nach Belieben zahlt, in den ſtillen Ocean dieſer Hundehütte hineinzuſegeln,

um der Eigenthümerin dieses Wunderpudels die Wohlthat eines Zwanzigkreuzerstückes zuwenden.

Gedacht, gethan! Er tritt ein. Aber kaum hat er sich sechs Schritte in's Innere dieser geheimnißvollen Bude hineingewagt, als er, mit dem Zwanziger in der Hand, entsetzt drei Schritte zurückprallt; denn trotz der ägyptischen Finsterniß hat er in der stillen Einsamkeit dieses mit Brettern vernagelten Eilands in der Eigenthümerin dieses Pudels, welche gähnend die Orgel dreht, in Helmine von Dornenbusch den weiblichen „Ueberall und Nirgends," den unvermeidlichen „Kieselak im Unterrock," die gewesene Hebamme Hermione von Rosenkranz erkannt.

Er ist erstaunt, bestürzt, erschreckt, consternirt. Das Wort bleibt auf dem Saume seiner Lippen, das Geldstück zwischen den Spitzen seiner Finger kleben.

— Sie sind's? rufen endlich Beide zugleich.

Hermione ist's, die sich zuerst ermannt.

— Ja, ich bin's, mein Herr, ruft sie aus und läßt den Dreher der Orgel los, deren schwermüthiger Ton wie die Stimme eines sterbenden Katers verhallt. Ich war, seidem wir uns nicht mehr gesehen, nach Preußen ausgewandert, hauptsächlich deshalb, weil die Feinde meiner alten, mit Ruhm bedeckten Familie es

hier durchgesetzt hatten, daß mir, der Alt=Adeligen, die Bewilligung zur Niederlassung als bürgerliche Hebamme verweigert ward.

— Und was machten Sie in Berlin? fragt Strauß, der allmälig von seinem Erstaunen zu sich kam.

— Was dort so Viele machen: Schulden!

— Und als Sie diese bezahlen sollten!

— Sandte mir der grundgütige Himmel, der keine Rosenkranz verläßt, in diesem Pudel einen rettenden Schutzgeist.

— Wie kamen Sie zu diesem Hunde?

— Ich kaufte ihn von einem Commissionsrathe und Ritter des rothen Adler=Ordens vierter Klasse . .

— Und wie viel bezahlten Sie ihm dafür?

— Bis jetzt eigentlich noch gar nichts. Er creditirte mir diesen gelehrten Pudel und ich stellte ihm dafür einen Wechsel aus. Da der Herr Commissionsrath weder schreiben noch lesen konnte, so gewahrte er — oder vielmehr seine gelehrte Tochter — erst nach meiner Abreise aus Berlin, daß der Verfalltag meines Wechsels statt auf den 1. April 1837 durch einen unabsichtlichen Schreibfehler auf den 1. April 1937 hinausgeschoben ist, weshalb ich mich — wie Sie leicht begreifen

werden — mit der Bezahlung desselben nicht allzusehr zu übereilen brauche.

— Bei uns nennt man dies Betrug . . .

— Ich aber nenne es nur Verschreibung!

— Nennen Sie's meinetwegen wie Sie wollen. Hier ist mein Eintrittsgeld, Madame! Nun wünsche ich dafür Fido Savant's Kunststücke oder, um mit dem berühmten Geheimrath von Goethe zu reden, „des Pudels Kern" kennen zu lernen.

Hermione von Rosenkranz nahm den Zwanziger. Dann sagte sie mit großer Gemüthsruhe:

— Mein Pudel ist heute etwas unwohl. Oft gibt es Stunden, wo er Tarok und Préférence besser als manches Mitglied der Harmonie spielt, oft giebt's aber auch Tage und Wochen, wo er dergestalt zerstreut und geistesschwach ist, daß er nur mit knapper Noth eine Pique-Sieben von einer Coeur-Acht unterscheiden kann. Der Redacteur der vielgelesenen Theaterzeitung, Herr von Bäuerle, der meinen Pudel und mich vorgestern mit seinem unschätzbaren Besuche beehrt hat, glaubt bemerkt zu haben, daß er, (mein Fido nämlich) an einer Gemüthskrankheit leide! — Ihr Berliner Pudel, meinte Herr von Bäuerle, lebt wie mir scheint in der Einbildung, ein türkisches Windspiel zu sein.

— Und was meinte er sonst noch?

— Herr von Bäuerle meinte ferner, daß es gut wäre, dem vierfüßigen Pythagoräer etwas Erholung zu gönnen und ihn auf einige Zeit in Görgens Privat-Heilanstalt in Pension zu geben...

— Sie sollten dies ja nicht versäumen...

— Leider fehlt's mir dazu an Geld...

— Sie sollten dazu eine National-Unterzeichnung eröffnen. Erlauben Sie, hochverehrte Frau und Gönnerin, mich im Gefühle der Dankbarkeit für den großen Dienst, den Sie meiner Frau und mir bei der Taufe der kleinen Herzog zu erweisen geruht haben, an die Spitze dieser Subscription zu stellen.

— Ihnen, großer Mann, erlaube ich Alles, erwiederte die Pseudo-Dornenbusch mit einem Blick, der noch eben so unverschämt als früher war.

— Hier, erhabene Freundin, sind zehn Gulden! Ich wünsche Ihnen und Ihrem gemüthskranken Pudel von ganzem Herzen gute Besserung, sagte Strauß und verließ die Eigenthümerin des gelehrten Fido Savant.

Sie schob die Unterzeichnung in ihr Mieder und fing bald darauf wieder zu drehorgeln an, um neue Zuschauer anzulocken.

Sie harrte bis zur untergehenden Sonne. Da

aber auch nicht einer von den Tausenden, welche vorüberzogen, angebissen hatte, beschloß sie endlich, ihre Bude zu schließen.

Noch kurz vor ihrem Scheiden öffnete sie das kleine Fenster und sang dann, beleuchtet von den letzten Strahlen des königlichen Tagesgestirns, die Orgel drehend, jene wehmüthigen Verse aus Raimunds „Alpenkönig und Menschenfeind“:

„So leb' denn wohl, Du stilles Haus,
Ich zieh' betrübt aus Dir hinaus,
Und fänd' ich auch das höchste Glück,
Ich dächte doch an Dich zurück!“

Dann küßte sie den kranken Pudel, nahm ihn auf ihren mütterlichen Arm, schloß erst das Fenster und dann die Bude und verlor sich, wie Macbeth's Hexe, in die dunklen Schatten des Wurstelpraters.

Et sic transit gloria gentis Rosencranziae!

27.

Jene oben mitgetheilten vier Verse erinnern uns unwillkürlich an das traurige Ende eines Freundes und Zeitgenossen des Meisters Strauß, an den Tod Ferdinand Raimund's, der (geboren 1791 zu Wien) sich vom einfachen Zuckerbäcker-Lehrling zu einem der größten

Komiker und phantasiereichsten Bühnendichter Oesterreichs emporgeschwungen und im Alter von 45 Jahren, im unglückseligen Wahne, von einem tollen Hunde gebissen zu sein, (ein Urbild des ehrlichen Menschenfeindes Rappelkopf im Schooße der Berge des Alpenkönigs, auf seiner Besitzung bei Gutenstein) durch ein Terzerol seinem Leben ein Ziel gesetzt hatte. Er lebte noch volle acht Tage und starb am 6. September 1836, aufrichtig betrauert von Allen, die seinen Charakter gewürdigt und sein großartiges Talent geschätzt und geliebt haben. Er ruhe sanft und in Frieden!

28.

Pfingsten war vorüber, als Freund Strauß eines Morgens durch die Stadtpost folgendes Schreiben empfing:

„Nicht länger, Angebeteter meiner Seele, kann ich dem Drange meines Herzens widerstehen, nicht länger Ihnen verheimlichen, daß Sie seit jener mir unvergeßlichen Ballnacht beim Fürsten von Metternich der Gegenstand all' meiner Gedanken, des Inhalt jedes meiner Träume sind.

Nicht länger mag ich Ihnen verbergen, daß ich,

um Sie beständig vor Augen zu haben, einen unserer ersten Künstler beauftragt hatte, Sie für mich zu malen.

Was aber ist ein todtes Bild gegen das lebendige Ideal meiner Sehnsucht?

Ich muß Sie sehen, angebeteter Mann! Ich muß Sie sprechen, geliebter Freund! —

Da ich verheirathet bin und Sie nicht in meiner Behausung empfangen kann, ohne meiner Dienerschaft das Geheimniß meines Herzens preiszugeben, muß ich Ihnen — fast schäme ich mich dieses Schrittes! — ein Rendezvous geben. Ich bitte Sie, mich darum nicht zu verkennen und in die Klasse jener leichtsinnigen, pflichtvergessenen Koketten zu werfen, denen es durchaus keine Ueberwindung kostet, einem Manne zu bekennen, daß man ohne ihn nicht länger leben kann.

Ich habe Wochen und Monde gekämpft — umsonst! Die Schwäche meines Herzens hat über die Stärke meiner Grundsätze gesiegt. Ich fühle, daß ich verloren bin!

Morgen, um neun Uhr Abends, erwartet Sie im Schlosse zu Schönbrunn, auf der Gloriette, mit dem Gefühle unbeschreiblicher Sehnsucht

Die „blaue Dame."

In der rechten Ecke des nach Patchouly duftenden

Billets prangte ein hochadeliges Wappen mit der Devise „Fide et amore.“

— Die stolze Festung beginnt zu parlamentiren! rief Strauß und athmete die Gluth der Worte und den Wohlgeruch des Papieres ein.

Er ist neugierig, aber nicht unruhig. Ein Mann wie Strauß, der fast allmonatlich eine neue Eroberung zu machen gewohnt war, erwartet mit mehr Gemüthsruhe, als ein Neuling in der Strategik der Liebe, die Stunde des ersten Angriffs.

Das, was ihn vorzugsweise beschäftigte, war das Gefühl des Neugier, herauszubringen, wer unter dem Incognito dieser „blauen Dame“ verborgen sei.

Das hochadelige Wappen verleitete ihn zu einer außerordentlich kühnen Vermuthung. Sie war so kühn, daß er darüber fast erschrak.

— Dies wäre wirklich ein colossales Glück, sagte er zu sich, eine Eroberung, um die selbst die Engel im Himmel mich beneiden würden. Nein, nein, ich kann's nicht glauben! Doch warum nicht? fuhr er fort. Nichts ist unmöglich in der Welt! Stieg nicht schon mehr als eine Fürstin von der Höhe ihres Thrones herab, um einem Künstler die süße Sonne ihrer Huld zuzuwenden? Soll nicht selbst Elisabeth,

die stolze jungfräuliche Königin von England, für Shakespeare geschwärmt, soll nicht selbst die große Kaiserin Maria Theresia, unsterblichen Namens, für die Poesien Metastasios geglüht haben? Weßhalb soll nicht auch einer „blauen Dame“ gestattet sein, sich für meine Walzer zu begeistern! Frauen sind die Schutzgeister der Künstler!

Wir überlassen ihn seinem excentrischen Gedankenfluge und wünschen ihm Glück zu seiner neuen Eroberung. — — — — — — — — — — —

Am folgenden Abende begleiten wir den glücklichen „Cäsar aller Frauenherzen“ nach Schönbrunn.

Schönbrunn! Welche Masse historischer Erinnerungen knüpft sich an „Oesterreichs Versailles!“

„Sei ehrfurchtsvoll gegrüßt, mein schönes Schönbrunn! Sei gegrüßt, Du altes Obelisken-Paar, du steinerne Wache zum Eingange des herrlichen Kaiserschlosses. Seid gegrüßt, ihr Springbrunnen mit den prächtigen Marmorgruppen! — In diesem Lustschlosse war's, wo der Ehrgeiz des übermüthigen Corsen zwei Mal (1805 und 1809) sein Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Hier war's, wo der Sohn eines Naumburger Predigers, Friedrichs Staps, am 13. Oktober 1809 während der Parade einen Mordversuch auf

Napoleon gewagt, um Deutschland vom Joche fremder Zwingherrschaft zu befreien. Hier war's, wo Staps, vier Tage nach jenem Attentate, unter den Fenstern und Augen des Corsen, der ihm vergebens Begnadigung angeboten hatte, erschossen wurde. Hier war's, wo am im Jahre 1805 die Bestätigung des Friedens von Preßburg und einen Tag nach dem Staps'schen Attentate der Friede zwischen Oesterreich und Frankreich unterzeichnet ward. Hier endlich ruht der Sohn Napoleons, und unwillkührlich wird dabei wohl jeder unserer Leser an eines der volksthümlichsten Lieder unseres gemeinschaftlichen Freundes Saphir erinnert, welches lautet:

„Im Garten zu Schönbronnen
Da schläft der König von Rom."

Und hätte dieser Saphir auch weiter gar nichts als dieses Lied geschrieben, es allein wäre hinreichend, ihm einen unvergänglichen Platz in der Walhalla der deutschen Ballade zu sichern.

Hier also schläft der König von Rom! Er, von dem einer seiner Biographen gesagt, er sei eine Seele von Feuer in einem Körper von gebrechlichem Glase gewesen.

Man will jetzt seine Asche zurückfordern. Doch

sollte man darauf nicht eingehen, denn Schönbrunn ist kein Sanct-Helena und die irdischen Ueberreste des Herzogs von Reichsstadt, des Liebling-Enkels des alten Kaisers Franz, gehören ihrem Ursprunge nach mit größerem Rechte dem Boden Oesterreichs als jenem Frankreichs an, denn die Mutter des Königs von Rom hatte selbst als Kaiserin der Franzosen niemals aufgehört, eine Deutsche, eine Oesterreicherin zu sein.

Die Glocken von Schönbrunn verkünden soeben die neunte Abendstunde. Eilen wir ungesäumt zur Gloriette hinauf, denn es gelüstet uns dort ungebetener Zeuge der abenteuerlichen Zusammenkunft zu sein.

Es ist eine wonnigmilde Mai-Nacht. Aus den Baumgängen des im Lenôtre-Style kokett zugestutzten Parkes steigt durch die weit geöffneten Flügelthüren der Orangerie und aus den Blumenbosquets ein Concert von Wohlgerüchen, das heimliche Rauschen der geschwätzigen Springbrunnen und das Geplätscher der Goldfische aus den Marmorbassins zu jener sanften Anhöhe empor, auf der sich eine imposante Halle erhebt, die eine entzückende Aussicht auf den Perron des Schlosses und auf die Mannigfaltigkeit der mit Marmorstatuen bevölkerten Garten-Anlagen gewährt. Aber die leise und langsam herabsteigende Abend-Däm-

merung, die nach und nach das ganze Schloß in Duft und Nebel hüllt, läßt bald Alles in ungewissem Halbdunkel erscheinen. Schon treten bereits einzelne Sterne aus dem Schleier der Wolken heraus, einzelne Lichter, die den weißen Bildsäulen einen geisterhaften Nimbus verleihen. Aus den Fenstern des Schlosses, das sich allmälig mehr und mehr beleuchtet, tönen die Accorde einer träumerischen Musik hinüber. Das geschmeichelte Ohr vernimmt einen Strauß'schen Walzer!

In demselben Augenblick treten fast gleichzeitig, wie auf ein gegebenes Zeichen, aus den dichter gewordenen Schatten der Gloriette Meister Strauß von der einen und die in dunkle und dichte Schleier gehüllte „blaue Dame" von der andern Seite heraus, um gegenseitig mit glühendem Ungestüm sich entgegenzueilen.

Und endlich haben sich Beide erreicht. Strauß sinkt auf sein linkes Knie, erfaßt mit stürmischer Gluth die rechte Hand der verschleierten Dame, platzt ein ganzes Peloton glühender Küsse auf den Handschuh der Finger ab, die ihm überlassen werden, und ruft dann in der Ueberschwänglichkeit seines Glückes:

— Noch immer stehen Sie sprach- und regungslos, wie das verschleierte Bild von Sais, vor den

geblendeten Augen Ihres demüthig knieenden Anbeters. Bis jetzt habe ich weder die Musik Ihrer Engelsstimme gehört, noch den Zauber Ihrer, die Nacht in Tag verwandelnden Feenzüge gesehen. Noch weiß ich nicht, wie ich Sie nennen soll? Sind Sie Fee, Houri oder Sylphide? Sind Sie Gräfin, Fürstin oder vielleicht mehr noch?

— Ich bin nichts von dem Allen! flüstert eine ihm gänzlich fremde Stimme.

— Aber etwas müssen Sie doch sein! meint Strauß mit brennender Neugier.

— Ich bin nur ein strafbares Weib!

— Strafbar? Ei, warum strafbar? fragt Strauß der noch immer auf dem Knie liegt.

— Strafbar, weil ich Sie unendlich liebe!

— Ist dies wahr, Engel, wirklich wahr?

— Gott und die Sterne sind meine Zeugen! betheuert die „blaue Dame" mit blutrothem Ernste.

— Nun, wenn ich Ihrem Schwure glauben soll, dann entschleiern Sie sich.

Die Unbekannte wirft den Schleier zurück. Fast gleichzeitig tritt der Mond hervor. Strauß erkennt die blaue Unbekannte, springt urplötzlich auf und ruft:

— Großer Heiland, wen sehe ich?

— Deine Frau, die Dir guten Abend wünscht . .

— Höre, gute Toni, dieser boshafte Spaß . . .

— Ist ganz allerliebst! Oder denkst Du vielleicht anders?

— Ich denke in diesem Augenblicke noch gar nichts. Ich bin noch so enttäuscht, verblüfft, verdonnert, daß ich, ehrlich gestanden, mit mir nicht im Reinen bin, ob ich über diese unerhörte Mystification lachen oder wüthend sein soll?

— Wüthend sein? Und worüber? Freund, ich habe Dich malen lassen . . .

— Für wen?

— Für mich, mein lieber, guter Hans!

— Das Geld hättest Du sparen können.

— Ich habe Dein Bild, Dein theures Bild, und trage es seitdem als Medaillon auf meinem Herzen.

— Trage es meinetwegen wo Du willst. Aber sage mir, gute Toni, welcher boshafte Bube hat Dir den Einfall soufflirt, mich so hinter's Licht zu führen?

— Diesen Einfall verdanke ich Herrn Kriehuber . .

— Ich kündige ihm meine Freundschaft auf!

— Das wirst Du bleiben lassen, guter Hans! Im Gegentheil wirst Du, wie ich hoffe, ihm sehr dankbar sein . . .

— Wofür? fragt Strauß, sich mit dem Schnupftuche sein Knie abstaubend.

— Für die kleine Ueberraschung, die ich Dir und die Du mir bereitet hast. Du lagst demüthig zu meinen Füßen ...

— Das eben ist ja der Skandal!

— Du nanntest mich Gräfin oder gar Fürstin.

— Auch dafür könnte ich mich ohrfeigen!

— Thu' das nicht, mein süßer Schwärmer! Mache zum bösen Spiele gute Miene und umarme mich lieber ...

— Gut, aber nur unter Einer Bedingung ...

— Laß' hören!

— Daß Du Keinem etwas davon erzählst!

— Ich verspreche es Dir, eitler Mann!

— In dieser Voraussetzung will ich Dich jetzt nach Hietzing führen, um das Vergnügen zu haben, dort mit der blauen Dame Abendbrot zu essen. Ist es gefällig Ihrer Durchlaucht? fragt der Maestro, seiner Frau den Arm anbietend.

— Ihre Friedensbedingung, Sire, wird dankbar angenommen, erklärt Dame Toni und häkelt sich lächelnd in den Arm des bitter getäuschten Ehemanns ein.

Beide Herrschaften soupirten dann im Casino (NB. ohne Champagner).

29.

Am andern Nachmittage besuchte Frau Toni Strauß, seit undenklich langer Zeit zum ersten Male, ihre frühere Jugendfreundin, Frau Eva Lanner, um ihr brühheiß zu erzählen, wie blutwenig dazu gehöre, die Einbildungskraft ihres Mannes zu allarmiren und seine verliebte Leichtgläubigkeit hinter's Licht zu führen. Toni erzählte ihr das gestrige Abenteuer. Eva erzählte es ihrem guten Manne. Ihr guter Mann erzählte es (— natürlich sub rosa rosissima —) seiner ganzen Kapelle. Ein Mitglied derselben erzählte es Heupferd. Heupferd erzählte es allen übrigen Heupferden. Und so wußte bald jeder Gimpel auf dem Dache und jede Elster im Kaffeehause Straußens komisches Stelldichein mit der „blauen Dame."

30.

Im Sommer desselben Jahres (1837) traf unser berühmter Freund die nothwendigen Einleitungen und

Vorkehrungen zu einer neuen Musikfahrt. Diesmal ging's nach Paris und London. Beide Großstädte hatten ihm äußerst vortheilhafte Anträge gemacht, um ihn zu bewegen, seine Zaubergeige auch im Seine- und Themse-Babel erklingen zu lassen.

Zu diesem Zwecke schloß er mit der Elite seiner Kapelle für die Dauer eines Jahres neue Verträge, die deren Gage bedeutend erhöhten. Sein Biograph Scheyrer schreibt (Seite 30): „Die mannigfaltigen Kreuz- und Querzüge, welche Strauß, gleich einem Jason nach dem goldenen Vließe des Weltruhms steuernd, mit seinem Orchester durch Frankreich und Großbritannien unternahm, sind einzig in der Geschichte der Musik, und die Umsicht und Beharrlichkeit, mit welcher er, der Sprache dieser Länder nur wenig kundig, dennoch alle Hindernisse besiegte, zeigen uns den Feldherrn des friedlichen Eroberungszuges in jeder Beziehung achtbar und bewunderungswürdig."

Am 4. Oktober verließ Jason Strauß mit seinen musikalischen Argonauten, die aus 28 Mitgliedern seines Orchesters bestanden, unter dem Zuströmen seiner zahllosen Verehrer, Freunde und Bekannten die Kaiserstadt.

Die Eilpost brachte sie nach München. Hier wurde

zuerst Rast gemacht. Strauß gab ein Concert im Odeon. Unter den enthusiasmirten Zuhörern befand sich auch König Ludwig, der unsern Maestro mit Lobeserhebungen überhäufte.

— Ich hätte große Lust, sagte er zu einem seiner Adjutanten, diesem Boccacio des deutschen Walzers ein Plätzchen in meiner Regensburger Walhalla anzuweisen, denn dieser Strauß macht dem deutschen Namen mehr Ehre als mancher Andere, dessen Ruhm sich mit fremden Federn schmückt.

Von München eilte Strauß nach Ulm, von Ulm nach Stuttgart. Hier besuchte er seinen Namensvetter Strauß, der ihn wie einen alten Freund empfing.

— Was macht Ihre Frau? fragte David.

— Sie fängt leider noch immer Grillen . . .

— Quilibet suae fortunae faber . . .

— Das verstehe ich nicht, lieber Professor . . .

— Verzeihen Sie, ich war zerstreut und glaubte, ich spräche mit einem unserer hochgelahrten Stubenhocker. Mit Ihnen rede ich lieber deutsch. Jeder Mensch ist seines Glückes Schmied. Doch wohin reisen Sie von hier?

— Ich eile über Karlsruhe nach Straßburg.

— Und von Straßburg?

— Nach Paris, um auch dort mein Glück zu versuchen.

— Sie werden es voraussichtlich überall finden! Ich gebe Ihnen meinen Segen dazu!

Und Beide wechselten einen herzlichen Händedruck.

Auch Karlsruhe zollte dem deutschen Walzerkönig enthusiastischen Beifall. Zu der Zahl seiner begeistertsten Zuhörerinnen gehörte die Gemahlin des Großherzogs Leopold, die eine leidenschaftliche Anhängerin seiner Tänze war.

Mit seiner siegbedeckten Mannschaft überschritt er bei Kehl den „deutschen Rubicon“ und rückte unter den glänzendsten Auspicien am 19. Oktober in Straßburgs Mauern ein.

Am 21. Oktober gab er sein erstes Concert im Theater, welches in allen Räumen dergestalt überfüllt war, daß man einen Einsturz des Hauses befürchtete.

Der „Sieger von Wien“ executirte zwölf Nummern und trug, wie überall, so auch hier über die Herzen aller Elsasser einen so ungeheuern Triumph davon, daß er am 23. ein zweites Treffen schlug.

Von hier schrieb er seiner Frau:

— — — „Auch Frankreich hat mir seine Thore geöffnet. Ich habe zwei brillante Einnahmen gemacht. Nach der ersten Abtheilung des zweiten Concerts, das ich hier gab, trat, gänzlich unerwartet, der erste meiner Trompeter, der Latour d'Auvergne meines Orchesters, vor und überraschte das gedrängt volle Haus durch mehrere Signalstöße. An die Stelle des redelustigen Geschwätzes trat feierliche Stille ein. In der vordersten Loge des Theaters erhob sich der Präfect und verkündete die kurz vorher eingegangene Depesche von der Einnahme von Constantine. Jetzt brach ein tausendstimmiger Jubel los. Alles schrie wie aus Einer Kehle: Vive la France, vive la gloire! Vive Louis Philippe! Vive la grande armée!

Der Jubel, der kaum enden wollte, hatte den Vortrag des Präfecten unterbrochen. Auf ein von meinem Trompeter neu gegebenes Signal trat wieder Ruhe ein, und der Präfect schickte nun, gleichsam als hinkenden Boten, die Nachricht vom Heldentode des Generals Damremont nach. Ein wehmüthiges Gemurmel durchzog die Reihen. Bald aber erscholl ein neuer Vivatruf: Dâmremont est mort, vive le brave Damremont, le vainqueur de Constantine!

Dann begann mein Orchester und ich freue mich, Dir melden zu können, daß auch ich einen vollständigen Sieg davontrug.

Morgen geht's über Nancy nach Paris. Der Himmel schenke mir seinen Beistand. Gott gebe, daß ich auch dort reuissire! In Paris habe ich einen doppelt schweren Stand, denn Meister Musard ist der — Abgott der Franzosen und hat ein Orchester, das fast viermal stärker als das Meinige ist. Und trotzdem, Toni, zittere ich nicht! Ich bau' auf Gott und meine Euryanthe oder Geige, die mir auch dort hilfreich beistehen wird, um der deutschen Tanzmusik auch im Herzen Frankreichs keine Schande zu machen. Meine ganze Mannschaft ist guten Muthes. Sie dürstet nach neuen Siegen. Reichmann und die Uebrigen lassen Dich und unsere beiden Knaben grüßen.

Bleibe gut und treu Deinem Johann."

Nachschrift. Auch in Straßburg giebt's hübsche Frauen!

31.

Strauß eilte nun nach Frankreichs Hauptstadt.

In der Malle-Post, die zu jener Zeit von Straßburg nach Paris fuhr, (denn damals gab's noch keine

Eisenbahn) befanden sich im Innern jedes einzelnen Wagens nur zwei Plätze. Der dritte war jener des Conducteurs, welcher, im Bunde der Vierte, im Cabriolet saß.

Im Innern saß Strauß und noch ein Passagier, im Cabriolet Reichmann neben dem Conducteur. Die übrigen 26 Mitglieder des Strauß'schen Orchesters folgten in neun Beiwagen.

Straußen's Reisegefährter war ein junger Gelbschnabel, der, gleich dem Liebesbrief einer eleganten Dame, wie ein Kräuterkissen roch. Seine Physiognomie gehörte zu jener Klasse, die man Milchgesichter nennt.

Da unserm äußerst gemüthlichen Freunde weder ein Herschel'sches noch Frauenhofer Telescop zur Verfügung stand, so wußte er nicht mit Bestimmtheit zu sagen, ob sothanes Gesicht Anlagen zu irgend einer Gattung von Bart besaß. Mit unbewaffnetem Auge war nichts davon zu entdecken.

Der junge Geck trug einen kurzen Schnürrock, der bis an den Hals zugeknöpft war. An einer dünnen Goldkette baumelte ein viereckiges Lorgnon, das er nach Art des Fürsten Pückler, der diese Mode zuerst aufgebracht, in den Winkel seines rechten Auges ge=

klemmt hatte, um mit Hilfe dieses Glases die schöne Gegend zu betrachten. Im obersten Knopfloche schimmerte ein Orden. Aber da es der Bänder und Bändchen bekanntlich sehr viele giebt, wagte Freund Strauß nicht zu entscheiden, ob dieser Orden ein Lippe-Detmoldisches Verdienst- oder Nassau-Usinger Haus-Kreuz sei. Genug, es war ein Orden, auf den der gänzlich zugeknöpfte junge Herr sich mehr als mancher tapfere Kriegsheld auf die Ordenszahl seiner Narben einzubilden schien. Jeder Narr hat bekanntlich seine Kappe. Strauß hätte ihm diese gerne verziehen, wäre der junge Geck nur nicht so beispiellos stolz und spröde gewesen. Der Decorirte blieb trotz aller Mühe, die sich der Undecorirte gab, ein Gespräch mit ihm anzuspinnen, so wortkarg, so maulfaul, daß unser redelustiger Wiener vor Langweil nicht wußte, was er anfangen sollte.

Er zog seine gestickte Cigarrenbüchse hervor (auf Reisen pflegte er gern zu rauchen) nahm eine österreichische Havannah heraus, biß der Kleinen den Kopf ab, und wollte sich eben Feuer machen, um sie anzuzünden als jener Zugeknöpfte ihm etwas unwirsch zurief:

— Mein Herr!

— Was beliebt? fragt unser Don Juan.

— Das Rauchen kann ich nicht vertragen!

— Sie scherzen wohl nur, junger Herr?

— Ich scherze niemals, mein alter Herr!

— Das bedaure ich unendlich, junger Mann, spricht Strauß, während er seine Cigarre anbrennt und ein paar herzhafte Züge thut.

— Ich hasse das Rauchen, alter Mann!

— Ich dagegen liebe es ganz ungeheuer!

— Mir ist das ungeheuer gleichgültig.

— Wirklich? fragt der Maestro, gemüthlich weiterrauchend.

— Mein Herr, ich verbiete es Ihnen!

— Und wenn ich trotzdem fortrauche?

— Werde ich den Conducteur beauftragen, Sie einzuladen, augenblicklich auszusteigen, denn Sie scheinen nicht zu wissen, daß in der Mallepost das Tabakrauchen nur im Einverständnisse mit dem andern Reisegefährten gestattet ist. Ich bin damit durchaus nicht einverstanden, mithin, Herr, dürfen Sie nicht rauchen.

— Sie fürchten wohl, daß der Tabakrauch Ihren hochgeschätzten Teint . . .

— Herr, was geht Sie mein Teint an?! Ich verbiete es Ihnen zum letzten Male!

— Das ist sehr drollig, sehr komisch!

— Komisch? Herr, Sie sind ein Flegel!

— Halten Sie mich für Ihr Ebenbild?

— Das ist ein schlechter Witz, den Sie mir theuer bezahlen sollen . . .

— Ich bin kein Freund vom Bezahlen . . .

— Ersparen Sie sich Ihre matten Bonmots. Wir werden uns schlagen, mein Herr!

— Bon, sagt Strauß und raucht weiter.

— Auf Pistolen!

— Meinetwegen!

— Aber wann?

— Jetzt gleich, junger Mann!

— Hier im Postwagen?

— Und warum nicht? Wir leihen uns die Pistolen des Conducteurs.

Der junge Prahlhans stutzt ein wenig. Er besinnt sich einen Augenblick, dann sagt er:

— Mir fehlt nichts als ein Secundant. Sie fahren, wie Sie mir unaufgefordert erzählt haben, nach Nancy. Auch mich führt ein wichtiges Geschäft dorthin. Ich mache es ab, suche mir einen Secundanten und . . . das Uebrige wissen Sie!

— Schön, sagt der Nebenmann und lächelt.

Der Geck drückt sich in die eine, Strauß in die andere Ecke. Jener trällert, dieser raucht.

Nichts Langweiligeres als ein maulfauler Passagier, aus dem kein Wort herauszubringen ist!

Strauß würdigt ihn keines Blickes mehr.

Dumm, sehr dumm! Man kann sich, meiner Meinung nach, duelliren und braucht dessen ungeachtet auf einander nicht böse zu sein. Man kann höflich sein und sich trotzdem die Hälse brechen. Der Zorn ist eine plebejische Leidenschaft.

Strauß reicht seinem Gegner die Dose . . . er weis't sie zurück . . . Strauß bietet ihm seine Bonbonnière an . . . er dankt kurz und naserümpfend. Aus Langeweile beginnt unser Freund einzuschlafen.

Er erwacht, als die Post zum Thore hineinfährt. In dem Augenblicke, als der bartlose Bramarbas im Posthofe absteigt, zieht er Herrn Strauß, der dies Alles geträumt zu haben glaubt, bei Seite und spricht:

— Daß Sie es ja nicht vergessen! Morgen Früh Punkt neun Uhr erwarte ich Sie . . .

— Aber wo, wenn ich fragen darf?

— Am Ende der Pepinière, in der Nähe der Maison de Marville . . .

— Wo ist dies?

— Fragen Sie blos nach dem Irrenhause . . . jedes Kind wird es Ihnen zeigen . . .

— Sie sollen mich nicht vergebens erwarten, sagt Strauß und verläßt den jungen Gecken.

Gegen Abend besuchte er das Theater. Man gab den „Barbier von Sevilla“. Von allen Opern Joachim's ist sie zweifelsohne die schönste, welche alle andern überleben und immer gern gehört werden wird. Der „Schwan von Pesaro“ muß diese prickelnde Partitur in einem Champagnerrausche geschrieben haben. Die Melodien haben das Petillirende, die Rhythmen das Moussirende des Oeil de Perdrix. Durch die ganze Oper weht eine üppige Heiterkeit. Der „Barbiere di Seviglia“ ist ein Bengali-Vogel, dessen schillerndes Gefieder aus funkelnden Smaragden, flimmernden Saphiren und blitzenden Demanten zusammengefügt und dessen liederjauchzende Kehle eine Welt süßer Melodien ist. Sie allein macht ihren Schöpfer unsterblich, mag man sagen, was man will! Joachim Rossini bleibt ein bewundernswerthes Genie, der Napoleon Bonaparte der italienischen Musik, die siegreich von den Tuilerien bis zum Kreml, vom Po bis zum Tajo zog und sich die ganze Bühnenwelt unterwarf.

Italien, Italien, beneidenswürdiger Stiefel ohne Sporn! Einst hast du die Welt durch deine Waffen beherscht; jetzt unterjochst du sie durch deine Musik!

Nach der Oper soupirten Strauß und Reichmann in dem Gasthofe, in welchem er und seine Reisegefährten abgestiegen waren. Sie spielten ein Paar Partien Ecarté.

— Apropos, begann der Kapellmeister, beinah' hätte ich vergessen, Ihnen zu sagen, daß Sie mir morgen Früh eine Gefälligkeit erweisen müssen . . .

— Ich stehe Ihnen Tag und Nacht zu Diensten.

— Ich halte Sie beim Wort. Sie müssen die Güte haben, morgen Früh mein Secundant zu sein...

— Was sagen Sie? Ein Duell?

— Mit dem jungen Laffen, der mit uns von Straßburg hierher gereist ist. Er konnte das Rauchen nicht vertragen . . . ich stichelte . . . er wurde grob und forderte mich . . . auf Pistolen!

— Auf Pistolen? Ei, damit ist nicht zu spaßen. Und wann soll das Duell vor sich gehen?

— Morgen Früh neun Uhr an der Pepinière.

— Und da können Sie so ruhig sein? fragte Reichmann, halb verwundert, halb erschreckt.

— „Das Leben ist der Güter höchstes nicht!"

entgegnete Strauß und mischte mit großer Gemüthsruhe die Karten.

— Aber wenn der Geck Sie niederschießt?

— Dann lassen Sie mich einfach begraben, sagt der Kapellmeister und schlägt, glücklich im Spiele wie in der Liebe, den König auf.

— Ich proponire . . .

— Wie viel?

— Ich proponire, das Duell lieber gütlich beizulegen . . .

— Was fällt Ihnen ein? Spielen Sie aus!

An der Nebentafel erschallte ein Gelächter.

— Was giebt's? fragt Strauß seine Kameraden.

— So eben, begann Einer unter ihnen, hat uns der Kellner, der ein Deutscher aus Frankfurt ist, ein lustiges Geschichtchen erzählt. Gestern Abend wird urplötzlich Generalmarsch geschlagen. Die ganze Nationalgarde muß ausrücken. Der Wirth unseres Hotels, welcher Feldwebel ist, kann im ersten Schreck nicht seine Bärenmütze finden. Er fürchtet, zu spät zu kommen, und geräth außer sich. In der Angst seines pflichterfüllten Herzens ergreift er anstatt der Bärenmütze den Riesenmuff seiner Frau, stülpt sich diesen Muff auf sein kriegerisches Haupt und eilt kampf-

bereit auf den Sammelplatz. Dort angekommen, bemerkt der Hauptmann, ein Weinhändler, der auf den Feldwebel eine Pique hat, weil der Gastwirth ihm niemals Wein abkauft, daß dieser statt der Bärenmütze einen mit rother Seide gefütterten Muff trägt. Der wüthende Hauptmann schnauzt ihn an. Sie erscheinen ja wie auf der Maskerade! ruft der Weinhändler und schickt seinen renitenten Kunden drei Tage in Arrest.

Auch Strauß und Reichmann mußten lachen. Dann spielten sie weiter bis Mitternacht.

Der Kapellmeister gab dem lustigen Kellner den Auftrag, ihn und seinen Secundanten morgen früh Punkt sechs Uhr zu wecken. Wenn man um Neun sich duelliren will, muß man wohl drei Stunden früher als gewöhnlich aufstehen.

— Sie werden für gute Pistolen sorgen, sagte Strauß zu seinem Secundanten und begab sich zur Ruhe.

Reichmann schien davon nur wenig erbaut. Und dennoch that er, was sein Kapellmeister ihm aufgetragen hatte.

32.

Schon seit langer Zeit hatte Meister Strauß nicht so süß als in jener Nacht im Gasthofe zu Nancy geschlafen.

Im Traume war ihm (wie er beim Erwachen seinem Secundanten erzählte) eine reizende Sylphide erschienen, die den Irisstaub ihrer durchsichtigen Flügel auf seine Augenlider und Rosen auf seine Lager gestreut, das sie mit goldenen Fäden umsponnen hatte, denen sie eine harfenähnliche Musik entlockte, welche so süß, wie das erste „Du“ aus dem Munde eines geliebten Wesens klang.

— Dieser Traum, sagte er zu Reichmann, ist eine gute Vorbedeutung!

— Gott gebe, daß Sie sich nicht täuschen, entgegnete der Secundant.

Strauß rasirte sich, machte seine Toilette, trällerte die ersten Entwürfe eines neuen Walzers, der ihm eben eingefallen war, und dann frühstückte er.

Reichmann bewunderte den Muth seines Kapellmeisters. Er schüttelte den Kopf und sagte:

— Ich hätte Ihnen nicht so verteufelt-viel Courage zugetraut. Haben Sie denn gar keine Furcht?

— Nicht die Probe, mein lieber Freund! Mein Leben steht in Gottes Hand. Was Gott beschließt, ist wohlgethan!

— Amen! stöhnte der Secundant etwas kleinlaut.

— Vor Allem aber sollten Sie frühstücken. Ein nüchterner Magen ist immer weniger muthvoll als ein gesättigter.

— Ich habe versucht, etwas zu genießen. Leider aber ist mir aller Appetit vergangen. Ich kann keinen Bissen über meine Lippen bringen . . . ich denke noch immer, es wäre klüger, wir verschöben dieses fatale Duell auf's nächste Jahr . . .

— Schämen Sie sich, Reichmann! Wie können Sie mir zumuthen, in den Augen jenes bartlosen Gecken als Mann ohne Muth zu erscheinen? Raffen Sie Ihre sämmtliche Courage zusammen. Zeigen Sie, daß Sie Künstler sind!

— Ja, das bin ich! sagte Reichmann, der, durch diese Ermahnung gekräftigt und begeistert, urplötzlich ein ganz Anderer geworden war. Wir haben keine Zeit zu verlieren, fuhr er fort. So eben hat es Acht geschlagen!

— Der Wagen ist bestellt . . . Die Pistolen sind

scharf geladen . . . Alles ist in bester Ordnung . . . Allons, enfants de la patrie!

— Haben Sie denn auch nichts vergessen?

— Ah, gut, daß Sie mich erinnern! Ein wenig Parfum auf mein Schnupftuch!

Sie warfen sich in den Wagen und fuhren nach der Pepinière hinaus.

Unterweges riß Strauß ein Blatt aus seiner Schreibtafel und schrieb mit dem Bleistifte sein Testament. Es lautete kurz und bündig wie folgt:

„Wenn ich falle, vermache ich das Eigenthum meiner Walzer meiner Frau, meine Geige meinem ältesten Sohne Johann und das Uebrige meinem jüngsten Joseph. Nancy, am 2. October 1837. Johann Strauß."

Dann legte er das Blatt in die Hand seines Landsmanns und zündete sich eine Cigarre an.

Zehn Minuten später erreichten sie die Pepinière. Dort angekommen, stiegen sie aus und befahlen dem Kutscher des Hôtels, sie hier zu erwarten. Dann fragten Beide nach dem Irrenhause. Eine alte Hexe zeigte es ihnen. Es liegt ziemlich abseits und verlassen. Sie nahten sich dem verhängnißvollen Ziele. Dem armen Reichmann schlug das Herz. Meister Strauß aber zeigte keine Schwäche.

Sie kommen an . . . es schlägt Neun. Sein Gegner ist noch nicht da. —

— Er ist eine feige Memme vielleicht, denkt sich Strauß und kommt am Ende gar nicht.

Ein Viertel auf Zehn . . . Niemand erscheint.

Herr Reichmann beginnt freier zu athmen. Er denkt sich in seinem Innern, der gute Kapellmeister habe ihm ein Märchen angeheftet oder, wie Freund Falstaff sagt, einen Bären aufgebunden.

Da rollt eine prächtige Equipage heran. Dicht vor ihnen macht sie Halt. Ein Livréediener springt herab, öffnet den Wagenschlag und heraussteigt . . der junge Geck? Nein, nicht er, wohl aber eine höchst elegante Dame. —

Himmel Element, welch' ein reizendes Weib! Ihr dunkles Auge, das schönste Blatt im Album ihrer Reize, strahlt hellleuchtend wie der Abendstern in der ersten Mainacht. Um die Sarons-Rosen ihres Mundes schwärmt ein Lächeln, süß und lieblich wie ein Lied Anakreons. Ihre Gestalt ist die der Grazien.

Geblendet von dem Aureole ihrer Schönheit steht Strauß, in Verwunderung aufgelös't, vor dieser Fata-Morgana-Erscheinung. Das Wort erstirbt auf seinen Lippen.

Sie nähert sich ihm und spricht:

— Der junge Mann, der im Postwagen das Tabakrauchen nicht vertragen konnte, ist — wie Sie sehen — eine arme Dame, die sich in Männerkleidung warf, um den Nachstellungen eines jungen zudringlichen Russen zu entgehen, den sie erst unlängst an der Spielbank zu Baden-Baden kennen gelernt und der im Rausche seiner Leidenschaft das Gelübde gethan, ihr bis an's Ende der Welt zu folgen. Diese Dame steht jetzt vor Ihnen. Ein flüchtiger Blick auf Ihre Koffer im Posthofe hat sie belehrt, wer ihr Reisegefährte war. Ich habe Sie beleidigt, mein Herr. Alles, was jener junge Mann verschuldet hat, wird dessen Stellvertreterin wieder gut zu machen versuchen. Zürnen Sie ihr nicht, Herr Strauß!

— Sie wissen also wirklich meinen Namen! Und ich habe das Vergnügen, von Ihnen gekannt zu sein?

— Welche Dame wird Sie nicht kennen?

— Und darf ich nun auch Ihren Namen erfahren?

— Der Meinige ist leider weniger berühmt. Ich bin eine Schauspielerin aus Berlin. Morgen reise ich nach Paris, einzig und allein, um die Rachel spielen zu sehen . . .

— Ihr Name, mein Fräulein, Ihr Name? fragt

Strauß, neugierig gespannt bis an die Wurzel seiner Haare.

— Ich heiße Charlotte von Hagn.

— Donner und Doria! rief der Walzerkönig und schoß in seiner freudigen Ueberraschung die scharfgeladene Pistole in die Luft.

Sein Secundant folgte seinem Beispiele. So platzten gleichzeitig zwei Schüsse los.

Charlotte von Hagn erschrak wie ein Kind.

— Gestatten Sie mir, Fräulein, Sie für die Beleidigung, die ich Ihnen im Postwagen zugefügt, wie den heillosen Schreck, den ich und mein ehrenwerther Secundant, Herr Reichmann, — Mitglied meiner kleinen Kapelle — Ihnen eingejagt, fußfällig nm Verzeihung zu bitten, sprach Strauß und war eben im Begriff, sich wie ein tiefbereuendes Kameel auf den Sand der Wüste niederzustrecken, als Fräulein von Hagn ihn mit allem Liebreize, dessen sie fähig war, davon zurückhielt.

— Begleiten Sie mich in mein Hotel. Dort wollen wir, wenn's Ihnen gefällig ist, ein gemeinschaftliches Gabel-Frühstück genießen.

— Wir nehmen dies mit tausend Freuden an, sagte der entzückte Kapellmeister, reichte ihr seinen Arm und hob sie in den Wagen.

— Das war die Sylphe, von welcher Sie geträumt haben, bemerkte Reichmann, dem ein Alp, ja noch mehr, eine ganze Alpenkette vom Herzen fiel und bei dem sich urplötzlich gletscherhafter Appetit einfand.

Also endete das Duell von Nancy.

33.

Schon am nächstfolgenden Morgen reis'te Fräulein Charlotte von Hagn in Begleitung des Herrn Strauß und seines zahlreichen Gefolges geraden Weges nach der „Capitale du monde," nach dem großen Seine-Babel.

Am 27. Oktober hielt er unter dem Jubel der hundertzüngigen Fama — im gewöhnlichen Leben schlechtweg Zeitungspresse genannt — seinen Einzug in die gute und allezeit getreue Stadt Paris.

Schon Tags darauf beeilten sich sämmtliche Journale, dem Apostel des Wiener Frohsinns französischen Lorbeer zu streuen.

Der Einzige, der über dessen Ankunft nicht allzusehr entzückt zu sein schien, war sein großer Nebenbuhler. Er las die Blätter und ging . . . zu Bette.

Herr Musard schlief unruhiger als gewöhnlich.

34.

Strauß und die Seinen waren im Faubourg Poissonnière, Passage Violet, Hotel Violet abgestiegen.

Nachdem er sich zuerst dem österreichischen Gesandten Grafen von Apponyi vorgestellt und dann seine Empfehlungsbriefe an einige Häupter der französischen Aristokratie und Zeitungspresse abgegeben hatte, fand drei Tage nach seiner Ankunft (am 1. November 1837) sein erstes Concert im „Gymnase musical" statt.

Der Ruf, der dem deutschen Meister nach Paris vorausgeeilt, war so groß, daß trotz des ungewöhnlich hohen Eintrittspreises schon Mittags kein Billet mehr zu haben war.

Im ganzen Saale herrschte große Unruhe. Alles war gespannt, den Wiener Charles Perrault zu hören, dessen Geige reizende Feenmärchen erzählt, die er in seiner deutschen Bescheidenheit „Walzer" nennt.

In dem Augenblick, als der Wiener Wundermann, sich verneigend, an sein Directionspult trat, herrschte tiefes Schweigen. Meister Strauß war beklommener als je. Er sagte sich, daß vom Erfolge des heutigen Abends sein Ruf abhing.

Unter der Elite der Zuhörerschaft gewahrte man

den alten, in jeder Hinsicht ehrwürdigen Cherubini, Meyerbeer, Auber, Halévy, Adam und andere Notablen der französischen Opernmusik. In eine der dunkelsten Ecken des Saales hatte sich der Strauß der Pariser, Meister Musard, verkrochen. Die musikalische Kritik hatte den ganzen Schwarm ihrer unbekannten chargés d'affaires geschickt. Unter erstern befand sich Herr d'Ortigues und der liebenswürdige Musikalienhändler Maurice Schlesinger, die joviale Vorsehung aller deutschen Künstler, die zu jener Zeit nach Paris kamen.

Von Letzterm ging der erste Applaus aus, in den sofort das ganze Auditorium einzustimmen sich beeilte.

Strauß dankte dafür mit herzgewinnender Bescheidenheit. Dann gab er das bekannte Zeichen und sein kampf- und siegbereites Orchester begann nun mit der ihm eigenthümlichen Sicherheit die Ouvertüre der Auber'schen Oper „die Falschmünzer."

Im gepfropftvollen Saale herrschte so andächtige Stille, daß man das Fallen einer Nadel hätte hören können, wäre nicht das Rauschen der Musik gewesen.

Doch als der letzte Takt verklungen war, machte sich die zurückgehaltene Begeisterung durch donnernden Beifallssturm Luft. Der fanatische Applaus wollte

kaum enden. Strauß wurde nicht müde, sich dankend zu verneigen.

Der Ouvertüre folgte der „Gabriellen-Walzer"; jene wunderbar schöne Arbeit, deren lust- und schmerzerfüllte Melodien er mit dem Blute seines Herzens, mit den Tonfarben glühender Liebe niedergeschrieben hatte.

Während der Exekution dieses Walzers dachte er lebhafter als je an jene herzlose Kokette zurück, die ihn zu dieser Schöpfung begeistert hatte. Es war ihm, als stiege der Geist jener Gabrielle aus der Nacht des kalten Grabes herauf, um bereuend, was sie an ihm verbrochen hatte, Zeuge seines neuen Triumphes zu sein. Diese Erinnerung an sie war's, die seine gewöhnliche Gluth an diesem Abende verzehnfachte, jene Gluth, die Ohr und Herz jedes Zuhörers siegreich gefangen nahm. Strauß spielte den Walzer „con amore" und enthusiasmirte dergestalt, daß selbst der weibliche Theil seiner Zuhörerschaft in jubelnden Beifall ausbrach. Kein Wunder, denn jedes liebende Herz besaß den goldenen Schlüssel zum Geheimnisse dieses Walzers.

Der Enthusiasmus stieg von Nummer zu Nummer. Jeder seiner Tänze erregte fanatisches Furore. Am Schlusse wurde Strauß stürmisch gerufen. Der

Meister dankte mit seinem Zauberbogen. Jeder seiner tausend Zuhörer war entzückt. Nur ein Einziger schien dieses allgemeine Entzücken nicht zu theilen: es war Herr François Henri Magloire Musard. Er fürchtete, den dritten seiner Vornamen (Ma gloire) einzubüßen.

Der deutsche Meister aber konnte, wie jener römische Triumphator, auch hier von sich sagen:

— Ich kam, ich sah und siegte!

Paris und Frankreich war nun erobert.

Am folgenden Morgen schrieb Reichmann einem seiner Wiener Freunde:

„Gestern haben wir einen glänzenden Sieg davon getragen. Und was kostete die große Schlacht, die unser Meister mit seinem Taktstocke schlug? Einige Roßhaare, etwas Kolophonium und ein Paar tüchtige Bläser aus vollen Backen.

Wir wollen den Franzosen zeigen, daß auch wir Deutsche Tanzmusik zu schreiben und zu spielen verstehen.

Wir sind begierig, Musard zu hören. Er gibt täglich Concerte im Musard-Saale (Rue Lafitte). Sein Orchester zählt hundert Mitglieder.

Das Unsere dagegen aber zählt kaum dreißig. In der Rue Saint-Honoré spielt Du Fresne; im Jardin Mabil ein Herr Pilodo. Sie alle spielen Strauß'sche

und Lanner'sche Tänze. Wir wollen sie sehen und hören.

Paris ist großartig und wunderschön, aber lange nicht so schön als unser liebes, heiteres, urgemüthliches Wien. Die Hauptstadt Frankreichs verhält sich zur Hauptstadt Oesterreichs wie ein chinesischer Tamtam zu einer Mödlinger Schalmei. „Es gibt nur a Kaiserstadt, es gibt nur a Wien!"

P. S. Vergiß nicht, den Stephansthurm zu grüßen!

35.

Einen Tag nach Straußens erstem Auftreten im „Gymnase" erhielt er eine Einladung, sich am 5. November im Schlosse der Tuilerien hören zu lassen.

Es ist wohlbekannt, daß es zu jener Zeit keinen einfachern, liebenswürdigern und anziehendern Hof als jenen des Bürgerkönigs Louis Philippe gab. Die königliche Familie war das Musterbild aller Tugenden. Hier herrschte die feinste, reinste Sitte. Die Königin Amélie war die Herzensgüte selbst. Die Schwester des Königs, Prinzessin Adélaide, dessen treuste Freundin und klügste Rathgeberin, galt als Beschützerin aller Künstler und Schriftsteller. Zu jener Zeit herrschte

die Feder. Der Herzog von Orleans war der liebenswürdigste Edelmann Frankreichs und, en passant erwähnt, der beste und leidenschaftlichste Galopptänzer von ganz Paris und der Banlieue. Die Herzogin Helene war ein Engel.

Der Wiener Frohsinns-Apostel mit seiner bleichen Aschermittwochs-Miene war ein wenig erstaunt und überrascht, als er, in den Tuilerien angekommen, einen ziemlich langen Saal durchschreiten mußte, in welchem eine ganze Compagnie Infanterie, ihre Gewehr-Pyramiden umlagernd, ziemlich laut und ungenirt den ersten Trinkchor aus „Robert der Teufel" sang und sich bei dessen Erscheinen durchaus nicht stören ließ.

Von hier gelangte er in's obere Stockwerk. Nachdem er und sein Orchestre mehrere Säle passirt hatten, erreichten sie endlich den großen, feenhaft erleuchteten Concertsaal, dessen eine Wand mit der weißmarmorenen Reiterbildsäule Louis Philippe's (einem Meisterwerke des Bildhauers David d'Angers) geschmückt und durch einen Kranz von zwanzig Lüstres und Girandolen blendend erleuchtet war.

Ein niedriges, reich vergoldetes Messing-Geländer trennte das Lager der Wiener Musik-Argonauten von

den rothsammetnen Fauteuils der königlichen Familie und der von ihr eigens zu diesem Concerte eingeladenen Gäste.

Gleich nach dem Erscheinen des einfachen Bürger-Königs und seines äußerst glänzenden Gefolges näherte sich vor Allem eine echt männliche, wahrhaft ritterliche und imposante Erscheinung unserm Wiener Freunde. Sie reichte ihm mit herablassender Huld die Hand und sagte zu ihm:

— Herzlich willkommen, mein lieber Herr Strauß. Wir sind ja schon alte Bekannte!

Dies war der König der Belgier.

Strauß, ein weit größerer Geiger wie Redner, stammelte verlegen die Worte:

— Ja, Majestät, wir haben uns schon in Brüssel gesehen.

Zum Glück trat Louis Philippe hinzu. Er reichte seinem Wiener Gaste beide Hände und sagte zu ihm in sehr gutem Deutsch, das ihm fast eben so geläufig als seine Muttersprache war:

— Auch ich heiße Sie herzlich willkommen. Schon seit langer Zeit kenne ich Ihre reizenden Walzer; um so mehr bin ich jetzt erfreut, Ihre persönliche Bekanntschaft zu machen. Lassen Sie sich's gut bei uns ge-

fallen. Diese alle da sind meine Kinder. Hier stelle ich Ihnen meine Schwiegertochter vor.

— Ich freue mich, lieber Landsmann, Sie bei uns in Paris zu wissen, sprach die Herzogin Helene. Niemand wohl in ganz Frankreich schwärmt mehr für Ihren Fortuna-Galopp und Ihre Walzer als mein Gemahl, dem ich sie oft stundenlang vorspielen muß.

— Ja, ja, Herr Strauß, sagte der Herzog von Orleans in gebrochenem Deutsch, ich liebe sehr Ihre Tänze. Je suis follement amoureux de vos galops.

Man ließ ihn nicht zu Worte kommen. Alle Mitglieder der königlichen Familie sagten dem Wiener Walzer-Propagandisten einige Artigkeiten.

Er konnte nichts als sich verbeugen, denn eine Schmeichelei löste die andere ab.

Endlich nahm das Concert seinen Anfang. Strauß hatte seine besten Lieblingstänze ausgewählt. Zu diesen gehörte auch der „Gabriellen-Walzer.“ Dieser Tanz gefiel so sehr, daß er ihn auf allgemeinen Wunsch wiederholen mußte.

Unter den Gästen befanden sich die Minister des Königs und unter diesen ein kleiner feiner Herr mit äußerst geistreichen Spitzbuben-Augen, die sich blinzelnd hinter den Gläsern einer blauen Brille verbargen: wir

meinen den ehemaligen Redacteur des „National" und spätern Premier- und Lieblingsminister des Julikönigs, Herrn Adolph Thiers, der erst kurz vorher den ihm angebotenen Baron-Titel mit den Worten zurückgewiesen hatte: „Monsieur Thiers est plus connu que le baron Thiers."

In einer Fensternische unterhielten sich zwei Schriftsteller, der kleine, behäbige, ewig schmunzelnde Feuilleton-König Jules Janin, den türkischen Nischan-Iftichar-Orden im Knopfloche, mit dem riesengroßen Bühnenherrscher Alexandre Dumas, geschmückt mit dem rothen Bande der Ehrenlegion und einem halben Duzend anderer Orden. Damals waren Beide noch sehr befreundet.

— Was sagst Du zu diesem Deutschen? fragt der große Schöngeist den kleinen.

— Ich glaube, er ist ein Franzose, erwiedert Messire Jules, denn ein Deutscher kann unmöglich so viel Talent haben.

— O sage dies nicht, guter Jules. Wenn ein Deutscher zufällig einmal Geist und Talent besitzt, dann hat er dessen gleich mehr als vier Franzosen. Ich erinnere Dich nur an Schiller.

— Den kennst Du besser als ich. Ich behelfe mich mit meinem Corneille und Racine.

— Wie findest Du den Gabriellen-Walzer, den l'Autruche l'Autrichien so eben wiederholt hat?

— Das ist einer jener Walzer, für die ich eine ganze Partitur von Beethoven hingebe.

— Ein Glück, daß Freund Berlioz Dich nicht hören kann. Er würde Dich wegen dieser Versündigung einen Heloten nennen, Dich bei Deinem kleinen Nischan-Ifticar fassen und durch's Fenster auf's Straßenpflaster werfen ...

— Qu'importe! Ich verstehe eben so wenig seinen Bethoven als Deinen Schiller!

— Das ist weder unsere, noch ihre Schuld.

— Ich lobe mir meine französische Musik. Für mich gibts nur Einen B o i e l d i e u!

— Ich weiß, warum Du gerade für ihn am meisten schwärmst ...

— Und weshalb glaubst Du?

— Weil er seit 1834 todt ist. Den Lebendigen läßt der Portier der Parterreloge des hochweisen „Journal des Débats" nur höchst selten Gerechtigkeit widerfahren. Wirst Du auch diesen Strauß tadeln?

— Nein, großer Alexander oder Alexander der

Große, ganz wie's Dir gefällt. Vorläufig werde ich ihn blos ignoriren.

— Und warum, Maître Jules le Petit?

— Weil er mich nicht besucht hat, erwiedert der König des Feuilletons.

In derselben Secunde sagt Herr Thiers zu seinem Collegen, dem Grafen von Salvandy:

— Wenn der gallische Hahn eines schönen Morgens über die Rheingrenze fliegt, dann schließen wir nicht eher Frieden mit Deutschland, als bis es uns diesen Strauß ausliefert . . .

— Warum? fragt der Minister des Cultus.

— Weil seine behexte Geige alle Franzosen in Deutsche verwandelt, und darum hasse ich diesen Strauß.

— Die Nachwelt, sagt Salvandy, wird Ihren Feind, wie Homer, in's Gewand der Mythe hüllen und nach Jahrtausenden werden Gott weiß wie viele Städte des Erdkreises sich um die Ehre streiten, die Wiege des Sängers dieser Walzer-Iliade zu sein. —

Nach dem Concerte dankte Louis Philippe der gesammten Mannschaft und ihrem mit Ruhm bedeckten Marschalle für den wahrhaft heitern Abend, den seine Zaubergeige ihm und seiner ganzen Familie bereitet hatte.

— Wie lange, lieber Landsmann denken Sie bei uns in Frankreich zu verweilen?

— Fünf bis sechs Monate, Königliche Hoheit!

— Dann hoffen wir, Sie noch recht oft zu hören sagte die Herzogin von Orleans und nickte ihm den huldvollsten Gruß zu.

35.

Am nächsten Morgen erhielt Homeros-Strauß vom Könige der Franzosen ein Geschenk von fünftausend Francs und von der Herzogin von Orleans, als Zeichen ihres Dankes, eine prachtvolle Busennadel.

Es hat Viele gegeben, die den alten Juli-König seines fast sprichwörtlich gewordenen Geizes wegen verlästert und angefeindet haben.

Das von ihm angelegte Museum in Versailles und Montalivets Werke über die Civilliste Louis Philippes beweisen schnurstraks das Gegentheil.

Uns aber fällt dabei Vater Horaz und jene bekannte Stelle ein:

„Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt."

36.

Der brillante Erfolg seines ersten Concertes, die höchst schmeichelhafte Aufnahme, die er am Hofe gefunden, verbreitete sich durch die allezeit getreuen Colporteure des künstlerischen Rufes, durch die Unzahl der großen und kleinen Blätter der Hauptstadt wie ein vom Echo wiederholtes Gewehrgeknatter durch Paris und ganz Frankrich.

Strauß war des Held des Tages. Seine Vorsehung, Messire Maurice Schlesinger, verstand in seiner Musikalienhandlung wie in seiner „Revue musicale" dem Enthusiasmus immer neue Nahrung zu geben, die öffentliche Meinung von Woche zu Woche mehr und mehr zu bearbeiten und gebührend zu echauffiren, damit sie nicht so leicht erkalte. Niemand verstand dies besser als er.

Durch Maurices Vermittelung war zwischen Strauß und Musard ein Vertrag zu Stande gekommen, laut welchem sich beide hohe Contrahenten verpflichteten, dreißig Concerte auf gemeinschaftlichen Gewinn zu veranstalten und zwar dergestalt, daß Strauß mit seiner kleinen Schaar die Leitung der ersten und

Musard mit seinem zweihundertarmigen Orchester die der zweiten Abtheilung erhielt.

Die Concerte nahmen sofort ihren Anfang. Der Sieg blieb nicht lange zweifelhaft. Paris entschied sich für Meister Strauß.

Hier scheint es uns am rechten Platze, den französischen Nebenbuhler unseres Freundes näher in's Auge zu fassen. Wir hoffen, daß uns Niemand der Parteilichkeit zeiht, wenn wir zwischen dem Wiener und dem Pariser Strauß einen harmlosen Vergleich ziehen, der nicht zu Gunsten des Franzosen ausfällt.

Herr François Henri Magloire Musard, ein Pariser Kind, geboren um das Jahr 1798 nach Einigen in der (vorzugsweise durch Paul de Kock's Romane bekannt und lächerlich gewordenen) Rue aux Ours, nach Andern aber in der Rue du grand Hurleus, soll nach Jenen ursprünglich Tapezier-, nach Diesen hingegen Friseur-Gehilfe gewesen sein. Sein Vater, sagt man, sei Portier gewesen. Es sei fern von uns, ihm daraus irgend einen Vorwurf zu machen; wir ehren im Gegentheil die Abkunft großer Leute aus dem Hause kleiner Eltern und achten Joseph Lanner, dessen Vater, wie erwähnt, Handschuhmacher gewesen war, darum gewiß eben sosehr als Sigismund Thalberg,

dessen Urheber gräflichen oder gar fürstlichen Ursprungs sein soll. Nicht Geburt, nur die Fähigkeit adelt den Künstler wie den Schriftsteller. „Virtus nobilitat," heißt die Devise Noblet's. —

Wir wissen nicht zu sagen, wer Herrn Musards Meister war. Viele glauben, er habe gar keinen Lehrer gehabt und sei als Autodidakt emporgeschossen wie Spargel im Juli. Alle aber sind wenigstens darüber einig, daß er als Solo-Geiger nur wenig zu leisten vermag, dagegen ein trefflicher, taktfester und gewandter Quadrillen-Dirigent ist.

Als Componist ist Herr Musard, bei streng kritischem Lichte betrachtet, nichts mehr, aber auch nichts weniger, als eine Verkörperung des französischen Sprichworts: „Quel bruit pour une omelette" oder, um uns deutlicher auszudrücken, ein zweibeiniger Commentar zum deutschen „Viel Geschrei und wenig Wolle."

Musard hat keinen Funken von Melodie. Er kann durchaus nichts selbst erfinden. Er schmückt sich mit fremden Federn. Bald leiht er sich aus dieser, bald aus jener neuen oder bereits veralteten und darum halb vergessenen Oper ein zündendes Motiv, eine prickelnde Melodie, die er nach seiner Weise verarbeitet, breit tritt oder zu einer sechstheiligen Quadrille ver-

gestalt auseinanderzerrt, daß überall die Löcher des mißhandelten Themas zum Vorschein kommen.

Herr Musard hat X-Quadrillen und X-Walzer auf den Markt gebracht, aber wenn man den ganzen Vorrath seiner Tänze mit dem spanischen Rohre der deutschen Kritik ausklopft, dann fallen unendlich viel Schaben und Motten, aber kaum halb so viel gesunde und frische Melodien wie aus einem einzigen Walzer von Lanner oder Strauß heraus.

Krösus an Lärm, ist er ein Bettler an Melodien: die meisten derselben sind freiwillige Anleihen, die er bei andern großen Kapitalisten der Musik macht.

Aber trotz seiner Armuth an Erfindung war und ist noch jetzt Herr Musard das goldene Kalb aller Grisetten, der Dalailama aller Titi's, der Abgott aller Cancan- und Chahut-Tänzer der guten Stadt Paris. Es gibt wenig Namen, die so populär als der Name Musard sind. Schon oft haben ihn, während des Carnevals, die nackten Schultern seiner tanzwüthigen Verehrerinnen wie Bacchantinnen den Gott des Weines im Triumph umhergetragen und sich glücklich geschätzt, wenn es ihnen in der Drang- und Sturm-Periode ihrer aufgeregten Gefühle vergönnt war, einen Rockzipfel ihres Abgotts inbrünstig an den Saum ihrer

verschmachtenden Lippen zu pressen, denn nichts geht über den Enthusiasmus einer Pariser Grisette! Ihr Leben bewegt sich in Extremen. Sie lacht entweder ausgelassen wie eine Hirschkuh, oder sie weint melancholisch wie ein Nachtkäuzchen.

Der Bramah und Wischnu dieser reizenden Bajaderen wälzte sich seit dem Siege seines Wiener Nebenbuhlers ruhelos auf den Pfühlen seines Lagers, gepeinigt von der allerdings gerechtfertigten Furcht, sein Nimbus werde durch die glänzenden Erfolge des fremden Meisters einen Riß und die große Pauke seines Rufes ein unheilbares Loch bekommen.

Herr Musard ging in diesen schlaflosen Nächten mit sich zu Rathe, was zu thun sei, um diesen „viereckigen Schädel“ (so nennt der Franzose jeden Deutschen) der seiner Populäritat gefährlich wurde, frühzeitig unschädlich zn machen. Er fühlte, daß Gefahr im Verzuge war. Er überzeugte sich, daß bei den gemeinschaftlichen Concerten, die er mit ihm gab, der größte Theil der Zuhörer beim Beginne der zweiten Abtheilung, welche Musard dirigirte, die Flucht ergriff. Er sagte sich, daß dies nicht lange so fortgehen dürfe: er fühlte, daß sein Ruf auf dem Spiele stand.

Eines Morgens hielt Herr Musard Kriegsrath

mit seinem weiblichen Divan. Letzterer bestand aus drei eben so lustigen als schlauen Grisetten, die ihrem Abgotte das freiwillige Opfer brachten, mit ihm fast allmorgendlich den Frühstücksdienst zu theilen. Die Eine, Putzmacherin, hieß Benjamine; die Zweite, Modenkupfer-Illuminirerin, nannte sich Adrienne; die Dritte, Blumenmacherin, hörte auf den Namen Joëline. Musard nannte sie kurzweg seine Parzen.

— Kinder, begann der Pascha, Ihr müßt mir einen guten Rath ertheilen, was zu thun ist, um diesen hergelaufenen Deutschen, der seine kirchenräuberische Hand nach dem von mir im Schweiße meines Angesichts errungenen Lorbeer auszustrecken wagt, je eher je lieber bei Seite zu schaffen.

Die drei Parzen überlegten einen Augenblick.

— Das sicherste Mittel, beginnt Joëline-Atropos (die Parze, die den Lebensfaden abschneidet), besteht darin, daß ich verkleidet eines schönen Morgens auf sein Zimmer rücke und ihm ohne Umstände die schwarzen Augen auskratze.

— Ich liebe derlei heroische Mittel nicht, entgegnet Benjamine-Klotho (die Parze, die den Lebensfaden fortzuspinnen berufen ist). Nach meiner Ansicht müssen wir dem kühnen Fremdling den längern Auf-

enthalt in Paris durch irgend eine List zu verleiden suchen.

— So ungefähr denke auch ich, erklärt Adrienne-Lachesis. Wir müssen ihn in eine Falle locken.

— Du bist ganz das Weib dazu! erwiedert der Pascha, seinen Arm zärtlich um die Wespenform ihrer Taille schlingend. Deine schelmischen Augen, schwarz wie chinesische Tusche, sind höchst gefährliche Leimruthen, mit denen Du schon mehr als einen Gimpel gefangen hast; Dein rosiger Mund ist eine verlockende Fallthür, die schon manchen leichtgläubigen Don Juan in's Burgverließ Deiner versteckten Reize hinabgezogen hat.

— Auch ich, Abgott meiner Füße, sagt Joëline, kann, wenn's sein muß, ihm eine Fußangel stellen.

— Auch ich, spricht Benjamine, bin entschlossen, ihn in mein Garn zu locken.

— Laßt uns mit vereinten Kräften operiren, rathet Adrienne, die von Allen die schlauste ist.

— Und ich, treuste Vasallinnen meines bedrohten Thrones, setze für Diejenige von Euch, die den deutschen Gimpel zuerst in die Falle lockt, einen Tugendpreis, einen prix Montyon, aus.

— Und worin besteht dieser Preis? fragen alle drei.

— Ich schenke der Siegerin einen Cashemir . . .

— Einen unechten? fragt das lustige Kleeblatt.

— Einen echten, meine Damen, betheuert Musard.

— Abgemacht! erklären die Verschworenen vom Grütli.

Und Jupiter-Musard umarmt seine Parzen.

37.

Doch nun hinaus in die Champs-Elysées.

Wir biegen links in eine Seitenstraße, welche unser berühmter Freund Alexandre Dumas „Allée des Veuves“ getauft hat.

Hier liegt, rechts, der „Jardin Mabil.“

In Paris sein, ohne einmal diesen Garten zu besuchen, ist gewiß eben so unverantwortlich als der Fehler, in Wien gewesen zu sein, ohne den „Sperl“ gesehen zu haben.

Der „Jardin Mabil“, so genannt nach dessen Eigenthümer, der durch dies zu allen Jahreszeiten mit gleicher Vorliebe besuchte Lokal ein halber Millionär geworden, ist die Wiege des aus der Juli-Revolution hervorgegangenen Cancan; er ist das Mecca und Medina der Grisetten und Studenten, die sich während des Sommers unter freiem Abendhimmel und

während der Wintermonate im feenhaft beleuchteten Saale der Scylla und Charybdis der Quadrille und des (aus Deutschland eingewanderten) Galopps hingeben.

Im Winter wird auch Cotillon getanzt. — Alle Welt kennt den Tanz, aber nicht Jeder kennt den Ursprung seines Namens, obgleich Alle wissen, daß Cotillon nicht mehr und nicht weniger als „Unterrock" heißt. Die Macht dieses weiblichen Kleidungsstücks stand am französischen Hofe, zu allen Zeiten, namentlich aber während der Regierung des fünfzehnten Ludwigs in so großem Ansehen, daß der „Philosoph von Sanssouci", die Marquise von Pompadour den „Cotillon II" und deren Nachfolgerin, die Gräfin Dubarry, den „Cotillon III" zu taufen geruht hatte.

Wenden wir uns vom Unterrocke zum Tanze zurück, dann finden wir, daß der Cotillon ein altfranzösischer, neu aufgewärmter, dem deutschen „Großvater" verwandter Tanz ist, bei dem (früher) ein Tänzer vortanzte unter Begleitung eines Gesanges, dessen jedesmaliger Refrain also gelautet haben soll:

„O ma mère quand je danse,
Va-t-il bien mon cotillon?!"

Von diesem Schlußworte datirt der Name dieses

Tanzes, dessen hauptsächlicher Reiz in der Freiheit liegt, daß jede Dame sich selbst den Tänzer, den sie, gleichviel aus welchem Grunde, bevorzugt, aus der Masse der übrigen herauswählen darf, und in der dadurch gespannten Erwartung, wen diese oder jene Dame zu einer Extra-Tour auffordern wird.

Jedes Volk hat seine Nationaltänze. In ihnen spiegelt sich die Eigenthümlichkeit jedes Volksstamms ab, dem diese Tänze ursprünglich angehören.

Die Franzosen haben den Menuet, den Cotillon, die Quadrille; die Italiener die Tarantella, den Guaracho und die Carmagnole; die Spanier den Fandango und Bolero, den Zapateado und El Ole; die Polen die Polonaise, den Mazurek und Krakowiak; die Böhmen, die, nach den Polen, geborene Tänzer sind, haben die Polka und die Redowa; die Deutschen den Ländler, den Walzer und den Galopp; die Engländer, bekanntlich die steifsten und langweiligsten Tänzer, haben die Anglaise und Ecossaise, welche weiter nichts als verpfuschte Nachahmungen der Française sind.

Betrachten wir zuerst den deutschen Ländler. Er ist steif, einförmig, schläfrig und ziemlich nüchtern. Ein und dasselbe Drehen in kleinen und gewohnten

Kreisen; kein Feuer, kein Leben, keine Abwechslung! Ein Herr hängt sich an eine Dame und tanzt mit ihr bis an's Ende, bis in's Tz hinein. Dieser Tanz ist das Bild der deutschen Liebe, Treue und Beständigkeit.

Betrachten wir dagegen den französischen Cotillon. Er ist der treueste Spiegel des französischen National-Charakters. Flüchtig, abwechselnd, voll Leben, voll Laune. Alle schließen einen Kreis und halten fest zusammen, während wir Deutsche in unserm Ländler, Walzer und Galopp, paarweise, abgesondert dastehen. Es ist keine Einigkeit unter uns; es fehlt das gemeinschaftliche Band, das die einzelnen Gruppen eng miteinander verbindet.

Im Cotillon spiegelt sich auch das Bild der französischen Liebe ab. Der Cavalier sucht sich eine Dame, macht sich aber darauf gefaßt, sie bald wieder zu verlieren. Es dauert nicht lange, dann klopft ein anderer Herr bei seiner Dame an . . . sie flüchtet sich in dessen Arme. Der liebe arme Mann sieht es . . . aber was will er dagegen einwenden? Die Etikette gebietet ihm zu schweigen, und wer weiß nicht, daß unter allen Ketten die Etikette oft gerade die allerlästigste ist? Muß doch auch die Dame gutmüthig

ein Auge zudrücken, wenn ihr Tänzer von einer andern Dame weggekapert wird!

Mehr en vogue ist die Quadrille. Es ist ein Tanz, bei dem man weniger tanzt als anmuthig balancirt, sich wechselseitig entgegenkommt und lächelnd von einander entfernt.

Betrachten wir dort jenes tanzende Paar! Ich will Euch dessen Geschichte erzählen:

„Bei dem frommen Père Mabille
Führt ein lustiger Student
Die Grisette zur Quadrille,
Die seit kurzer Zeit er kennt.

Der Student sagt zur Grisette:
„Bist ja heut so kalt und stumm!
O Dorette, o Kokette,
Sprich: woher, weßhalb, warum?"

Die Grisette tanzt still weiter,
Spricht kein einzig, einzig Wort;
Der Student hüpft heiter, heiter,
Immer weiter, weiter fort.

Bei der Chaine spricht er: „Sonne,
Schein', o scheine noch einmal,
Pic du midi meiner Wonne,
Maladetta meiner Qual!"

„„Laß uns, spricht sie, ruhig scheiden,
Wollen uns nicht böse sein,
Père Lachaise meiner Freuden
Oh Montmartre meiner Pein!““

Chassé, chassé! ruft der Gute
Ohne Vorwurf, ohne Groll;
Ach, ihm ist so wohl zu Muthe,
Weil er . . . von ihr lassen soll.

Auseinander springt die Kette:
Freudig räumet er den Platz,
Und Dorette, die Kokette,
Tanzt mit ihrem neuen Schatz!“

Vive l'amour, vive la quadrille! Doch halt, wen erblicken wir dort in jener andern Gruppe? Neuf cents mille diables! Dort tanzen die drei Parzen Musard's. Sie sind Vater Mabils treue Stammgäste. Hier tanzen diese Damen fast allabendlich und zum Ruhme derselben muß hinzugefügt werden, daß sie unter Allen ihres Gleichen durch den Reiz ihrer chiffonnirten Toilette und durch die Kühnheit ihres Tanzens auffallen. Ein alter Stammgast dieses Gartens hat sie die „Grazien des Cancan“ getauft.

Es hat sich um sie ein Kreis von Männern versammelt, welche entzückte Zeugen der unnachahmlichen

Bewegungen und Schlangen-Windungen ihrer äußerst schmiegsamen Körper sind; einzelne Pas, die diese Damen produciren, erregen ungeheure Heiterkeit. Einige lachen, während Andere wüthend applaudiren.

Aus dem Kranze ihrer höchst befriedigten Zuschauer ragen zwei Gestalten hervor, die uns mehr als die Uebrigen interessiren. Es ist Strauß und sein Begleiter Musard. Beide haben den ersten freien Abend, an welchem kein Concert stattfand, zu einem gemeinschaftlichen Ausfluge nach Mabil benutzt. Herr Musard ist gleichsam incognito erschienen. Um unerkannt zu bleiben und auf diese Weise den Huldigungen seiner zahllosen Anbeterinnen zu entgehen, hat er den Pelzkragen seines Rockes emporgeschlagen und sich eine blaue Brille aufgesetzt, die seiner ohnehin schon ernsten Physiognomie das Aussehen eines gelehrten Naturforschers verleiht, der blos darum hier zu sein scheint, um Beobachtungen über das Perpetuum mobile der Cancan-Tänzerinnen anzustellen.

Auch Meister Strauß ist davon entzückt.

— Kennen Sie dieses lustige Kleeblatt? fragt er leise seinen Begleiter, der dicht hinter ihm, wie der Ritter Bertram hinter Robert dem Teufel, auf der Lauer steht.

Musard rückt seine Brille in die Höhe, betrachtet die Damen, die Aller Blicke auf sich ziehen, und antwortet ihm:

— Ich kenne unter ihnen nur Eine!

— Welche? fragt Strauß, der ganz Auge ist.

— Die blasse, lange, magere, mit den blonden Locken, die wie vom Winde geschaukelte Korkzieher hin und her fliegen.

— Und wer ist dieses reizende Geschöpf?

— Eine der bekanntesten und galantesten Schauspielerinnen am Théâtre des Variétés.

— Ihr Name?

— Esther, Marquise von Bongars, außerdem berühmt als eine der tollkühnsten Reiterinnen und leidenschaftlichsten Jagdliebhaberinnen . . .

— Und kennen Sie diese verführerische Marquise?

— Nur ein wenig, doch immerhin genug, um, Falls Sie es wünschen, Sie mit ihr bekannt zu machen . . .

— Sie würden mich dadurch sehr verbinden . . .

— Recht gern; doch rathe ich Ihnen im Voraus, auf Ihrer Huth zu sein . . .

— Warum?

— Ich erlaube mir, Sie darauf aufmerksam zu

machen, daß Mademoiselle Esther in diesem Augenblicke das gefährlichste Weib in ganz Frankreich ist...

— Gefährlich? Wodurch??

— Durch ihre unwiderstehliche Liebenswürdigkeit, durch die Gluth ihrer Leidenschaft und...

Den Schluß der Phrase raunte er leise lächelnd in's Ohr seines Nebenbuhlers.

— Ich bitte Sie, mich ihr vorzustellen...

— Je suis à vos ordres, sagt Musard.

— Wer aber mögen die beiden andern sein?

— Allem Anscheine nach Kolleginnen von ihr...

— Ah, diese Französinnen! seufzt Meister Strauß.

38.

Nach Beendigung der Quadrille häkelt sich Musard in den Arm des Schlachtopfers seiner Intrigue, führt ihn in die Ecke, in welcher die drei Damen Platz genommen haben, und stellt ihn der langen Blonden mit den Worten vor:

— Gestatten Sie mir, Frau Marquise, Sie mit dem weltberühmten und gefeiertsten aller Tanzcomponisten, Herrn Strauß aus Wien, bekannt zu machen.

Der Vorgestellte verneigt sich schweigend.

— Ah, le célèbre Strauss! ruft Adrienne. Je suis ravie de faire votre connaissance. Tout Paris parle seulement de vous. Vous êtes le lion du jour.

— Et vous, Madame, vous êtes la première lionne de notre siècle.

— Mais vous flattez comme un Français . . .

— Qui n'aime que la vérité, Madame!

Die Trancheen des Feldzuges sind eröffnet. Die Frau „Marquise" weis't Herrn Strauß einen Stuhl zu ihrer Rechten und Herrn Musard einen Platz zu ihrer Linken an. Letzterer knüpft ein Gespräch mit Benjaminen und Joëlinen in einer Art und Weise an, als ob diese Damen ihm bis dahin gänzlich fremd gewesen wären.

— Auch Sie sind bei der Bühne? fragt er, laut genug, daß auch Strauß es hören kann.

— Oui, Monsieur, nous sommes attachées au ballet, erwiedert Benjamine mit einer Miene, als ob sie den pfiffigen Spitzbuben früher nie gesehen hätte.

Die wechselseitige Unterhaltung ist nun im besten Zuge. Adrienne spricht mit Strauß von Paris und ...en und von dem unendlichen Vergnügen, das sie

beim jedesmaligen Anhören seiner entzückenden Walzer durchströme, daß nur er allein alle Geheimnisse dieses Tanzes kenne und daß seine Walzer unwiderstehliche Taranteln seien, deren gefährliche Einwirkungen sie aus eigener Erfahrung leider nur zu gut kennen und fürchten gelernt habe.

— Sie haben eine schwere Verantwortlichkeit übernommen, fuhr Adrienne fort. Vos diables de valses ont plus d'un coeur de femme sur leur conscience. Votre violon est l'abbé Prévost séducteur de plus d'une pauvre Manon Lescaut qui vous a sacrifié tout: sa vie, son amour, son honneur!

Meister Strauß fühlt sich durch diese Schmeichelei aus so pikantem Munde bis in das Mark seiner Knochen geschmeichelt.

— Vous êtes trop indulgent, stammelt unser Freund, die Krempe seines Hutes biegelnd und dabei einen lüsternen Seitenblick auf den weißen Atlas ihres schön geformten Nackens werfend.

— Wer ist jener interessante Fremde, den Sie unserer Freundin vorgestellt haben? wünscht Joëline durch Herrn Musard zu erfahren.

— Es ist der berühmte Walzerkönig Strauß, er=

wiedert der Gefragte noch lauter als vorhin, l'enfant gâté de toutes les femmes! fügt er hinzu mit einer Miene, die wie ein Essigaal auf seiner Physiognomie de vinaigre à quatre voleurs umherschwimmt.

— Das also ist der gefeierte Held! ruft Benjamine hochentzückt. Erweisen Sie uns die Freude, auch uns mit ihm bekannt zu machen.

— Darf ich um Ihre Namen bitten? fragt der Schlaukopf.

— Rose Saint-Elme, erwiedert Mademoiselle Benjamine.

— Blanche Dumesnil, erklärt Mademoiselle Joëline.

Und einen Augenblick später stellt Herr Musard die Damen Rose und Blanche als die Dioscuren des Ballets der großen Oper seinem Nebenbuhler vor.

Esther wird zum nächsten Galopp aufgefordert. Sie reißt den Shawl von ihren Schultern und wirft ihn ungenirt auf den Schooß des hochentzückten Strauß, dessen Nase sich sogleich in den hieroglyphischen Duft ihres Ternaux-Cashemirs wie der Saugrüssel einer Biene in den honigsüßen Kelch der frischen Kleeblüthe vertieft.

Strauß unterhält sich mit Blanche und Rose. Er

hat während seines kurzen Aufenthaltes in Paris in der fremden Sprache schon so reißende Fortschritte gemacht, daß er sich mit Leichtigkeit und Geschmack auszudrücken weiß. Die beiden Damen sind höchlich überrascht.

— Mais, Monsieur, beginnt Adrienne, vous êtes le premier Allemand qui n'a point d'accent . . .

— Vous parlez parfaitement bien comme nous autres! erklärt Benjamine.

Strauß ist benebelt von dem Weihrauch, den sie ihm streuen. Es schmeichelt seiner Eitelkeit, zu hören, daß er, der, wie fast jeder seiner Landsleute, jenen Accent hat, welcher schon hundert Schritte weit den Deutschen erkennen läßt, schon ganz so sprechen soll „comme nous autres“. Er wird dadurch aufgemuntert und gesprächiger. Er schwatzt mit ihnen frei von der Leber weg, kommt vom Hundertsten in's Tausendste, bleibt ihnen auf alle ihre Schmeicheleien auch nicht ein Iota schuldig und ist, gerade an diesem Abend, außergewöhnlich gut mit sich und mit seiner Sprachfertigkeit zufrieden.

Da kehrt endlich die „Marquise“ zurück.

Sie nimmt ihren alten Platz ein und fragt ihn:

— Wie haben Sie sich unterdessen unterhalten?

— Gut, ja über alle Beschreibung gut!

— Ich will doch nicht hoffen, daß Sie mir unterdessen untreu geworden sind? fragt Esther mit einem Lächeln „molto passionato“.

— Wie wäre dies möglich, entgegnet der Schmeichler, der sich bereits erlaubt, die Spitzen ihrer Finger an den Rand seiner Lippen zu ziehen.

Die Frau „Marquise“ leistet keinen Widerstand. On est tout à son aise.

— Wo wohnen Sie? fragt Meister Strauß mitten im Gespräche.

— Faubourg Montmartre, rue de La Tour d'Auvergne.

— Wie, so weit entfernt vom Theater?

— Qu'importe? Wenn man Equipage hat, genirt das nicht.

— Man hat also Equipage! sagt sich Strauß, welcher weiß, daß so etwas in Paris noch viel kostspieliger als in seinem lieben Wien ist. Gestatten Sie mir, Sie zu besuchen?

— Nein, Monsieur Strauß, das geht nicht!

— Und weßhalb denn nicht, reizende Marquise?

— Ich habe einen guten alten Freund . . .

— Ah! sagt Strauß. Aber mein Gott, wenn

jede junge Frau, die einen alten Freund hat, nicht dann und wann, abwechslungshalber, auch die Besuche eines jüngern Freundes annehmen dürfte, dann wäre es für beide Theile, glaube ich, etwas langweilig . . .

— Vous parlez comme un Faublas, Monsieur.

— Pardon, Madame la Marquise, je parle comme tout le monde.

— Ah, quel profond scélérat! entgegnet Adrienne, indem sie dem „gründlichen Bösewicht" mit ihrem Fächer einen leisen Schlag auf die Hand versetzt. Mais parlons d'abord un peu sérieusement. Der alte Freund, der mir fast täglich die unschätzbare Ehre seines Besuches schenkt (er gehört zu den Notabeln der Börse) ist argwöhnisch, eifersüchtig, rachgierig, ja sogar blutdürstig wie der selige „Blaubart". Den kennen Sie doch wohl?

— Ich habe erst unlängst seine Bekanntschaft gemacht . . .

— Wie? Er ist ja schon lange todt . . .

— Aber seit Kurzem wieder auferstanden in einem Ballet gleichen Namens, in welchem ich, weit mehr als diesen lächerlichen Alten, unsere reizende Fanny Elsler zu bewundern vollauf Gelegenheit fand. Ich

habe aus diesem Ballet die Lehre mitgenommen, daß es gerade die eifersüchtigen Blaubärte sind, die von ihren Frauen am allerhäufigsten überlistet werden.

— Sie kennen die Welt und . . .

— Namentlich die Frauen, unterbricht sie Strauß.

— O, sagen Sie dies nicht! Wir sind unergründlich wie das Meer . . .

— Und gerade darum lieben wir es. Aber kehren wir zur Hauptsache zurück. Ist's Ihr Ernst, daß man Sie nicht besuchen darf?

— Ich muß wirklich darauf Verzicht leisten. Mein Bankier umringt mich mit Mouchards, welche ihm jeden Besuch, den ich empfange, brühwarm hinterbringen. Ich wünsche, meinem Freunde keinen Grund zu irgend einem Verdachte zu geben.

— Und trotz seiner Eifersucht erlaubt er Ihnen, den Jardin Mabil zu besuchen?

— Ich bin hier unter seiner Aufsicht. Dort steht er, sagt die „Marquise“ und zeigt mit ihrem Fächer auf einen alten Herrn hin, dessen Haar so schneeweiß wie seine Halsbinde ist. Bemerken Sie, wie er uns beobachtet?

— Dieser Blaubart ist Ritter der Ehrenlegion . . .

— Wer ist dies heut zu Tage nicht? Während

der Julitage hat er Barrikaden gebaut ... jetzt baut er Raps und Eisenbahnen. Da kommt er, um uns abzuholen. Ich bitte Sie, mich zu verlassen, spricht die „Marquise", die dessen Eifersucht in der That zu fürchten schien.

Strauß aber verläßt sie nur ungern. Gleich darauf erscheint der alte Herr. Sie wechseln ein paar vertrauliche Worte. Dann sagt er so laut, daß Strauß, der in der Nähe steht, es hören kann:

— Es ist Zeit, daß wir aufbrechen, meine Damen.

Er reicht ihr seinen Arm. Die beiden andern Damen folgen ihnen.

— Der Glückliche! sagt Strauß zu Musard.

39.

Am folgenden Abende war wieder Concert. Herr Musard hatte ein paar bezahlte Freunde hineingeschickt und ihnen den Auftrag ertheilt, gegen den Beifall der Menge ernstlich Verwahrung einzulegen und namentlich nach Ausführung eines neuen Tanzes seines Nebenbuhlers, des „Pariser Galopp" (Opus 100) so laut als möglich ihr Mißfallen erkennen zu geben. Dieser Galopp erregte wahrhaft stürmischen Enthusiasmus. Und dessenungeachtet wagten sie zu zischen.

— Das ist Kabale! riefen alle Andern, applaudirten mit verdoppelter Kraft, verlangten die Wiederholung des Galopps und ruhten nicht eher, als bis die einzelnen Zischer zum Schweigen gebracht waren.

Der begeisterte Da-Capo-Ruf des überfüllten Saales fiel wie ein Donnerschlag in das Ohr seines ohnmächtigen Nebenbuhlers, bei dem sich aus verbissenem Zorn über die mißlungene Intrigue Augenflimmern, Ohrensausen, Knieschlottern und alle Symptome fieberhafter Aufregung einzustellen begannen. Musard verwünschte das undankbare Paris, das dessen langjährigen Ruhm der Ueberrumpelung eines „elenden Deutschen“ aufzuopfern im Stande war.

Der größte Theil des Auditorium, welches den Urheber dieser Intrigue sofort durchschaut hatte, gab ihm sein Mißfallen dadurch zu erkennen, daß es beim Beginne der zweiten Abtheilung des Concertes schaarenweise den Saal verließ.

Musard gerieth außer sich vor Wuth. Er hätte die Fortgehenden erwürgen mögen. Von der Höhe seines Direktionspultes warf er einen vernichtenden Blick auf sie herab und fragte sich mit Chamfort:

— Combien faut-il de bêtes pour faire un public?

Dann spielte er eine Quadrille. Leider aber gefiel sie so wenig, daß nur die ihm befreundete Claque Beifall zollte; das Publikum blieb kalt und ruhig.

— Das ist der unglücklichste Abend meines ganzen Lebens, gestand sich Herr Musard, als er sich nach Beendigung des Concerts von Fieberfrost geschüttelt in's Cabriolet warf und, empört über die Unbeständigkeit der Gunst des Publikums, sich in die Federn seines Bettes vergrub, um den Verdruß seiner Niederlage, wenn's anders möglich war, gehörig auszuschwitzen.

Er verbrachte eine höchst unruhige Nacht. Am folgenden Morgen fühlte er sich so zerschlagen und matt, so krank und angegriffen, daß er's für rathsam hielt, früher als gewöhnlich seinem Diener zu klingeln.

Dieser mußte sofort den Arzt holen.

40.

Musard's Arzt war Herr Augustin Pasquier.

Herr Pasquier war Baron und außerdem erster Chirurg des Königs und des Herzogs von Orleans. Er galt — mit Recht — für einen der geistreichsten und liebenswürdigsten Aerzte, der eben so gern ge=

sehen in der Mansarde der Künstler, als in den Salons des höchsten Adels war.

Baron Pasquier besaß vor vielen seines Gleichen zwei Eigenthümlichkeiten, die ihn ruhmvoll auszeichneten: er war genial und durchweg jovial.

Seine erste gelehrte Abhandlung, durch welche er in die Reihe der Pariser Heilkünstler eingetreten war, enthielt sehr geistreiche Forschungen über die Eigenschaften der Austern, betrachtet als Nahrungs- und Arznei-Mittel.*)

Gleichwie jener belgische Arzt Jean Baptiste von Helmont fast alle Wunden durch menschlichen Speichel zu heilen sich getraut hatte, so glaubte Herr Augustin Pasquier fast alle Krankheiten einzig und allein durch den Genuß von Austern zu kuriren. Er dachte wie jener große Boerhave „Simplex sigilli verum“ und theilte die Ansicht des nicht minder großen Makrobiotikers, Hufeland, dessen Sinnspruch: „Natura sanat, medicus curat“ hieß.

Kam zum Baron Pasquier einer jener tausend eingebildeten Kranken, welche sich, beispielsweise, für

*) Diese Dissertation führt den Titel: „Essai médical sur les huitres considerées comme aliment et comme médicament, Paris 1818, 8.“ E. M. O.

leberkrank hielten, so gab er oft keinen andern Rath, als den: Essen Sie Austern mein lieber Freund!

Nahm ein Gemüthskranker, ein Hypochonder, dessen ärztlichen Rath in Anspruch, dann betrachete er dessen Puls und rieth ihm lächelnd: Essen Sie Austern, mein lieber Herr!

Mehr als einem Lungenkranken, der ihn zu sich rufen ließ, verschrieb er keine andere Medicin, als die: Essen Sie Austern, essen Sie Austern!

Eines Morgens besuchte er Hegesippe Moreau. Dieser war Schriftsetzer und Dichter, der sich als Verfasser des „Myosotis“ einen ehrenvollen Ruhm, aber keinen Liard Geld erworben hatte. Hegesippe war ärmer als Hiob und obendrein beständig kränklich.

— Essen Sie Austern, rieth ihm Pasquier. Austern, lieber Freund, helfen für Alles. Essen Sie Austern um jeden Preis!

— Aber Austern, lieber Doctor, kosten Geld ...

— Für Austern muß man immer Geld haben!

— Wie aber, wenn man keins hat?

— Dann muß man sich's dazu leihen ...

— Und wenn uns Niemand etwas borgen will?

— Dann kommen Sie getrost zu mir! Ich habe immer Geld für Austern, und nicht blos für mich,

sondern auch für meine armen Kranken. Schon mehr als Einem habe ich Geld zu Austern geliehen, und mehr als Einer ist so dumm, oder, wenn Sie das lieber hören, so ehrlich gewesen, es mir zurückzuzahlen. Meine Börse steht jedem Kranken offen. Hier ist Geld . . . essen Sie Austern!

Und seit jenem Tage hieß der liebe, herzensgute, joviale Doctor und Baron Augustin Pasquier unter den Schriftstellern und Künstlern nicht anders als . . . der Austernarzt.

Als Herr Musard ihn rufen ließ, kam er eine Stunde später in einem eleganten Gigg vorgefahren und setzte sich theilnehmend an dessen Bett.

— Was fehlt Ihnen? fragt Herr Pasquier.

— Ich hatte eine äußerst unruhige Nacht . . . ich konnte nicht einen Augenblick schlafen.

— Haben Sie vielleicht Grillen oder Ungeziefer?

— Das nicht!

— Was denn?

— Ich glaube, ich habe das Fieber!

— Bilden Sie sich keine Thorheit ein! Sie sind so gesund wie ich!

— Aber fühlen Sie doch meinen Puls!

— Das brauche ich nicht, lieber Musard! Ich

weiß was ich weiß. Ihnen, Freund, fehlt absolut gar nichts.

— Aber ich habe gar keinen Appetit . . .

— Essen Sie Austern . . . der findet sich!

— Aber ich bin matt und zerschlagen . . .

— Darum essen Sie nichts als Austern! Und falls Sie keine bei der Hand haben sollten, will ich Ihnen fünf Dutzend hinaufschicken, und falls Sie damit bereits versehen sind, will ich Ihnen den Gefallen erweisen, sie mit Ihnen zu theilen.

— Dieser Einfall, lieber Baron, ist nicht übel, erklärte Musard und zog an dem Glockenring, der über seinem Bette hing.

— Nennen Sie mich ja nicht Baron! Ich höre es lieber, wenn Sie, wie Louis Philippe, mich schlechtweg bei meinem Namen rufen. Barone giebt es in Hülle und Fülle . . . der Pasquier's aber giebt es nur Zwei . . . der Eine ist Arzt, der Andere Kanzler.

— Ich, Doctor, ziehe den Erstern vor!

— Ich, unter uns gesagt, ebenfalls! Wo aber bleiben denn Ihre Austern?

Da trat der Diener ein.

— Verehrter Spartacus, sagt Herr Musard, nimm Deine langen Beine unter die Arme und besorge aus

unserm Keller einstweilen zweihundert Stück Colchester herauf!

— Ich bin durch und durch Franzose und ziehe schon aus diesem Grunde unsere landsmännischen Austern aus Calvados vor.

— Auch damit kann ich aufwarten.

Spartacus verzog sich langsam wie ein Regenbogen.

— Warum nennen Sie ihn gerade Spartacus? fragte Pasquier.

— Weil er so schwerfällig wie die gleichnamige Bildsäule im Garten der Tuilerien ist.

— Lassen Sie diesen ungelenkigen Burschen recht viel Austern essen, das wird seine Knochen geschmeidiger machen. Apropos, war's gestern Abend voll bei Ihnen.

— Voller als je!

— Dieser Strauß zieht mehr als neun Kameele. Auch er gehört zu meinen Kranken!

— Und woran leidet er?

— An Blutwallungen und allerlei Congestionen...

— Und was haben Sie ihm gerathen?

— Was ich Ihnen rieth! Austern, Austern und nichts als Austern! Diese armen Geschöpfe sind für dumm ausgeschrien, aber hauptsächlich wohl nur darum, weil sie nicht im Stande sind, sich selbst oder ihres

Gleichen zu essen. Die Auster ist der Rabelais der Muschelthiere. — Ah, da kommen die Burschen von Calvados!

Arzt und Patient beginnen zu frühstücken.

— Mit oder ohne Citrone? fragt Musard.

— Ohne! Nur Böotier, die den jungfräulichen Reiz einer frischen Auster blos oberflächlich zu würdigen verstehen, versündigen sich an der Majestät dieser Muschel, daß sie der deren süßes Fleisch durch die Säure der Citrone verunglimpfen.

— Wünschen Sie dazu Weiß- oder Rothwein?

— Der wahre Austernkenner trinkt nur weißen...

Musard schenkte seinem Arzte Rheinwein ein.

— Auf die Gesundheit meines Kranken! sagte Pasquier mit ihm anstoßend. Nun will ich Ihnen ein Anekdötchen erzählen. In vergangener Nacht werde ich — zwischen Zwölf und Eins — nach Hofe gerufen. Was giebt's? frage ich den Kammerherrn. Der Herzog von Orleans ist erkrankt. Ich stürze in sein Schlafkabinet und finde ihn, umgeben von zwei seiner Adjutanten, im Bette. Bon soir! ruft er mir entgegen. — Was ist Ihnen zugestoßen? frage ich. — Nichts, gar nichts, lieber Pasquier! — Und warum ließen Sie mich aus dem Schlafe wecken? — Um

mir vor Tagesanbruch Gewißheit über eine ziemlich skrupelhafte Frage zu verschaffen. Sie riethen mir, Austern zu essen. — Allerdings, königliche Hoheit, entgegne ich. — Entschlossen, in aller Frühe Ihren Rath zu befolgen, erlaube ich mir, Freund Pasquier, Sie vor Sonnenaufgang um Auskunft zu bitten, ob ich Ihre Arzenei mit oder ohne Bart einnehmen soll. — Königliche Hoheit, erwiedere ich meinem erlauchten Patienten, bis Mitternacht können Sie die Austern immer ohne Bart, und nach Mitternacht, um mich zukünftig nicht aus dem Schlaf zu reißen, ohne sich Gewissensbisse darüber zu machen, auch mit dem Barte genießen. — Der Herzog geruhte huldreichst zu lachen. Wir schieden, wie immer, als Freunde. Heute Morgen sandte er mir, als Entschädigung für die gestörte Nachtruhe, dreihundert Austern, die ihm gestern Nacht sein Schwager, König Leopold, direkt aus Ostende geschickt. Es lebe der Herzog von Orleans! rief der Aeskulap und leerte sein Glas. Nun wie befinden Sie sich jetzt? fragt er seinen „Malade imaginaire“, der wie ein auf Wartegeld gesetzter Wolf fraß.

— Mein Fieber scheint vorüber zu sein.

— Das merke ich, meinte der Doctor.

— Ob ich wohl noch hundert genießen darf?

— Praesenti medico nihil nocet!

— Ich verstehe nicht hebräisch, erklärte Musard.

— Greifen Sie zu, heißt dies auf französisch. Nun aber, liebster Musard, muß ich Sie verlassen, denn unten erwartet mich mein Gigg und im Faubourg Saint-Germain eine hektische Legitimistin, der ich — faute de mieux — demokratische Austern verordnen muß. Guten Appetit, lieber Freund, rief Doctor Pasquier, wischte sich den Mund, warf die Serviette auf das Bett seines durch die Austernkur vollständig genesenen Patienten, verließ ihn und stieg trällernd die Treppen hinab.

Am Fuße derselben begegnete ihm ... Adrienne.

41.

Einige Tage nach jener ärztlichen Consultation wollte sich Meister Strauß über den Börsenplatz nach dem Palais-royal begeben, als ihm an der Ecke der Rue Vivienne eine ziemlich große Menschenmenge auffiel, die um einen jener öffentlichen Sänger, wie sie in Paris nichts Seltenes sind, einen dichten Kreis gezogen hatte, um andächtige Zuhörer der von ihm vorgetragenen Lieder zu sein.

Sein Auge gewahrte mitten im Kreise einen alten

Soldaten aus der Kaiserzeit, einen **vieux grognard**, der, in blauem Leinwandkittel, mit wohlklingender Stimme und echt soldatischem Ausdruck nachfolgenden Gassenhauer absang:

„Auf dem Markte zu Toulouse,
Wo man Ohr und Maul aufsperrt,
Singt ein Krüppel in der Blouse
Von dem schönen Dagobert."

Dieser Name weckt in Strauß eine dunkle Erinnerung. Er sinnt nach, wann und wo er diesen Namen zuerst gehört haben mag. Unterdessen singt der Krüppel weiter:

„Dagobert war Trommelschläger,
Bei den Weibern sehr en vogue,
Als er mit der Kaisergarde,
Anno zwölf nach Rußland zog."

Das Schicksal des Trommelschlägers Dagobert scheint unsern Wiener Freund sehr zu interessiren, da er sich Bahn durch die dichten Reihen bricht und dem alten, eisgrauen Sänger andächtig zuhört. Der Soldat singt die dritte Strophe:

„Dieser Trommler, laßt's Euch sagen,
Zog gar frohen Muthes hin,
Denn ihm folgte eine junge,
Schmucke Markedenterin."

Diable! Diese eben genannte Marketenderin scheint unsern höchst gemüthlichen Strauß noch mehr als der

bewußte Trommelschläger anzuziehen, denn er drängt sich — mit Hilfe seiner Ellbogen — immer näher und näher zu dem alten Straßensänger hin. Dieser aber fährt zu singen fort:

„Victorine hieß die Kleine,
Die sein Stolz und Abgott war;
Hunderttausend Teufel blitzten
Aus dem klugen Augenpaar.“

Bei dem Namen Victorine blitzt aus dem dunkeln Hintergrunde seiner längst verflossenen Jugendzeit eine lichte Erinnerung herauf.

„Dagobert mit seiner Trommel
Um die Huld der Holden warb,
Bis die arme Victorine
An der Beresina starb.“

Arme Victorine! seufzt Strauß und lauscht dem Gange des Liedes, dessen Inhalt seine ganze Theilnahme in Anspruch nimmt. Der Krüppel singt nun gerührten Tones:

„Dagobert küßt ihre Leiche,
Wacht' bei ihr die ganze Nacht;
Scheidend rührt er dumpf die Trommel,
Zieht dann weiter in die Schlacht.“

— Das Ding wird sehr tragisch! sagt ein alter Commissionair, der sich immer dichter an ein junges Blumenmädchen drängt, das nichts als Aug' und Ohr

ist, und dessen Wimpern sich mehr und mehr mit Thränen füllen, die in der Morgensonne wie Thauperlen am Blumenkelche zittern.

„Doch am dreizehnten December,
Da er an dem Niemen stand,
Raubt ihm eine Russenkugel
Wie ein Blitz die rechte Hand.“

— Armer Dagobert! stöhnt das gefühlvolle Blumenmädchen.

„Die Kosaken dringen vorwärts,
Selbst die tapf're Garde flieht!
Traurig wirbelt mit der Linken
Dagobert das Rückzugslied.

Aber nicht blos die Kosaken am Niemen, auch Meister Strauß und der zudringliche Comissionair hinter dem in Thränen zerfließenden Blumenmädchen dringen immer weiter vorwärts.

— Ja, ja, sagt Strauß zu sich, er ist's! Meine Ahnung hat mich nicht getäuscht. Jetzt erkenne ich den alten Knasterbart.

„Noch nach fünfundzwanzig Jahren
Starrt er traurig vor sich hin:
Liebt noch immer seine Trommel
Und die Marketenterin.“

— Auch diese Marketenterin habe ich gekannt! ruft

Strauß. Sie und jener Trommelschläger lagen 1809 — ich war damals fünf Jahre alt — im Hause meines Vaters einquartiert im „guten Hirten" in der kleinen Fuhrmannsgasse zu Wien. O süße Zeit der goldenen Jugend!

Der alte Krüppel aber gröhlte weiter:

„Nimmer hört er auf zu klagen.
Und oft weint er bitterlich;
Hört, Ihr Leute, laßt's Euch sagen:
Dieser Dagobert bin ich!"

Ein hundertstimmiges Bravo zeriß die Luft. Jeder applaudirte, aber Niemand gab etwas, denn der Franzose ist eben nicht allzuverschwenderisch im Austheilen von Almosen. Er glaubt solch' armem Teufel gegenüber seine volle Schuldigkeit gethan zu haben, wenn er in die Hände klatscht und ihm Beifall zujauchzt. Der abgetragene Hut aber, der gleichsam als Almosenbüchse dicht vor dem greisen Sänger stand, blieb leer, und von all' den Hunderten, die seinem Liede gelauscht hatten, war's nur Eine — das Blumenmädchen — das in Ermangelung des Geldes — ihm wenigstens ein Veilchenbüschel in den Hut warf und mit Thränen in den Augen sich aus dem Kreise seiner Zuhörer fortstahl.

Da trat Strauß auf ihn zu.

Er zog seine Börse, holte fünf Zwanzig-Frankenstücke heraus und ließ sie in den Hut des alten Invaliden gleiten.

Als der „schöne Dagobert“ den Glanz der Goldstücke gewahrte, rieb er sich die geblendeten Augen wie Jemand, der eben aus süßem Traume erwacht.

— Herr, stammelte der alte Graubart tief gerührt, was veranlaßt Sie, einen armen Teufel so überreich zu beschenken? Kennen Sie mich vielleicht?

— Sie sind einer meiner ältesten Freunde, entgegnete Strauß.

— Und doch erinnere ich mich nicht, Sie jemals gesehen zu haben . . .

— Ich will Ihrem Gedächtnisse zu Hilfe eilen. Erinnern Sie sich der deutschen Stadt, in welcher Sie im Sommer des Jahres 1809 einquartiert waren?

— Wir befanden uns damals in Wien . . .

— Erinnern Sie sich des kleinen Hauses, in dem Sie damals gewohnt hatten?

— Es hieß Wirthshaus „zum guten Hirten.“ Ich habe oft an jenes Haus zurückgedacht, denn nirgends fand ich eine freundlichere Aufnahme als bei'm dicken Wirth dieses „guten Hirten.“

— Nun wohl, ich bin dessen Sohn!

— Wie? Was? Sie wären der kleine „Monsieur Ans?“

— Derselbe, den Sie damals in Ihre Patrontasche stecken und, wie mir meine selige Mutter noch recht oft erzählt hat, nach Frankreich mitnehmen wollten.

— Ah, Monsieur Ans, erlauben Sie, daß der alte Dagobert Sie umarmen darf?

— Mit Vergnügen, sagte Strauß und flog in die Arme des Invaliden.

Der schöne Dagobert vergoß helle Freudenthränen.

— Und was machen Sie in Paris? fragte der Alte.

— Seit Kurzem gebe ich hier Concerte . . .

— Sie sind also Musiker, Virtuose, Componist?

— Ich componire blos Walzer und Galopps.

— Ah, was habe ich damals gesagt? Ce petit gredin-là a du talent, S'il était à Paris, il deviendrait un jour un grand artiste. Nun sind Sie in Paris, und ich lasse mir den linken Arm abschlagen, wenn sich meine Prophezeiung nicht erfüllt hat.

— Ich bin mit meinem Lose zufrieden. Und wie geht's Ihnen, Herr Dagobert?

— Ich ersinge mir mein tägliches Brot bald in dieser, bald in jener Stadt. Vor acht Tagen führte mich mein guter Stern nach Paris. Hier fand ich

den kleinen Monsieur Ans, der seitdem geworden ist un fameux artiste, welcher seine alten Freunde nicht vergißt.

— Sie müssen mich bald einmal besuchen, sagte Strauß, und gab dem Invaliden eine Karte, auf welcher seine Wohnung stand.

— Und wann störe ich Sie nicht?

— Freunde unserer Jugend stören uns niemals, entgegnete der treuherzige Wiener, dem altem Soldaten gemüthlich die schwielige Hand drückend. Besuchen Sie mich morgen um diese Stunde. Wir wollen dann von der vergangenen Zeit plaudern und ein Glas guten Weines auf das Andenken Derer leeren, die, obgleich schon lange todt, in unserm Herzen noch immer fortleben.

Strauß dachte dabei an Gabrielle und der schöne Dagobert an jene Victorine, die 1812 an der Beresina gestorben war.

42.

An demselben Morgen erschien im „Journal des Débats“ ein Aufsatz aus der Feder eines Mannes, den aus der Eigenthümlichkeit seines Styles jeder unserer Leser augenblicklich erkennen wird:

„Endlich, endlich habe ich ihn gehört! Wen, fragt Ihr, habe ich gehört? Ihn, ihn hab' ich gehört, ihn, den zu hören ganz Paris nicht müde wird; ihn, dessen unnachahmliche Walzer Hymnen der rosigsten Laune, Psalmen des Frohsinns sind. Ich habe ihn gehört diesen Zauberer, dessen Feenmärchen jene unseres Perrault tief in den Schatten drängen. Jeder Strauß'sche Walzer ist eine Melusine, die jeden seiner Zuhörer zu einem im Taumel der höchsten Liebeswonne schwelgenden Ritter Lusignan macht. Dieser Strauß ist Rabelais und Scarron, Rivarol und Beaumarchais in Einer Person. Seine Geige kichert, lacht, kos't, spottet, plaudert und schwazt so leicht und so gewandt wie ein Sevigné. Seine Tänze sind rosenfarbene Liebesbriefe, wie sie Ninon de Lenclos, Frankreichs Aspasia, an die galanten Periklesse ihrer Zeit geschrieben hat, heitere Lieder, wie sie nur Vadé, Collé und Piron zu dichten verstanden, Jede Note ist pikant, jeder Takt ist geistreich wie ein Bonmot des Chevalier de Boufflers. Zwischen diesem Strauß und unserm Musard ist nicht mehr Verwandtschaft als zwischen einem naiven Madrigal des Abbé Bernis und einer geschminkten Ode Pindar-Lebrun's.

Strauß ist der Löwe der Saison. Sein Name

ist das Feldgeschrei der tanzenden Seinestadt. Die Devise, die er auf das weithin flatternde Banner seiner goldenen Tänze gestickt hat, heißt: „vive la danse, vive la joie!"

Leute, die einen Strauß'schen Walzer spielen hören, ohne durch ihn unwillkürlich zum Tanzen angeregt zu werden, müssen entweder taub oder eben so geschworne Feinde der Musik wie der Cardinal Richelieu oder Lamothe-le-Vayer sein.

Lente, aber, die weder Tanz noch Musik lieben, sind bedauernswürdige Vandalen oder engherzige Sittenrichter. Der berühmte Gelehrte Julius Caesar Scaliger meinte, es gäbe keine größere Thorheit als das Tanzen. Selbst zwei deutsche Kaiser waren erklärte Feinde dieses harmlosen Genusses. Kaiser Albrecht, genannt der Lahme, behauptete geradezu, das Tanzen sei nur ein Vergnügen für die Frauen, wie das Jagen nur eine Unterhaltung für die Männer ist. Kaiser Friedrich III., der dem Tanze noch abholder war, pflegte zu sagen: lieber wolle er sich vom Fieber rütteln als vom Tanze schütteln lassen.

Aber trotz dieser und anderer Gegner des Tanzes wage ich gerade das Gegentheil zu behaupten. Der Tanz ist mehr als Vergnügen; er ist geradezu eine

Tugend. Frauen, die nicht tanzen, sind Xantippen. Bayle's Ehehälfte soll niemals getanzt haben.

Kehren wir vom Tanze zur Musik zurück. Kein Zweiter versteht so zündende Tanzmusik, wie dieser Wiener Strauß, zu schreiben!

Wäre ich König der Franzosen, ich würde diesen Hexenmeister gegen Abd=del=Kader und dessen Beduinen schicken. Seine Geige würde, wie Oberons Horn, diese barfüßigen Helden tanzend in das Innere ihrer Wüsteneien zurückjagen. Der gute Emir würde, gegen seinen Willen galoppirend, seinen Feinden das Schlachtfeld räumen müssen.

Dieser Strauß ist ein Zauberer, der — nach Paris gekommen — auf einem alten Thurme seine Wohnung aufgeschlagen hat, um von hier aus einen großen Maskenzug, einen neuen danse Macabre, zu veranstalten.

Uebermorgen findet der erste Maskenball statt. Alles, was Beine hat, rüstet sich. Halb Paris wird nach seiner Geige tanzen. Die Titis wollen ihm eine Ovation bereiten: sie werden ihn auf ihre Schultern heben und im Triumphe nach Hause tragen. Es lebe Strauß und seine Geige!

43.

Am folgenden Morgen erhielt der Verfasser jenes

Aufsatzes den Besuch eines seiner Freunde. Es war der Maler Robert Fleury.

Auf dem Arbeitspulte des berühmten Feuilletonisten erblickte er eine kostbare Spieluhr, die eben den „Gabriellen-Walzer“ hören ließ.

— Seit wann hast Du diese Uhr? fragte der Maler.

— Ich erhielt sie vor acht Tagen . . .

— Von wem?

— Meister Strauß hat sie mir geschenkt.

— Ah, sagte Meister Fleury und mußte lächeln. Die gute Stadt Paris erzählt sich heute das unverbürgte on dit: der preußische Millionair, Baron Delmar, (ein getaufter Jude), habe, in Folge Deines gestrigen Aufsatzes, Herrn Strauß den Antrag machen lassen, ihm zehntausend Francs zu zahlen, wenn er sich entschließen wolle, bei ihm früher als bei dem Grafen Apponyi zu spielen. Strauß, der den Werth des Geldes nicht sehr zu achten scheint, ließ ihm sagen, es werde ihm Vergnügen machen, seiner Einladung Folge zu leisten, wenn der Baron nichts dagegen habe, daß Strauß die zehntausend Francs den Pariser Armen überweise. Delmar sandte ihm, wie man sich erzählt, statt der zehntausend Francs, zwölftausend und noch außerdem einen Ring von ziemlich hohem Werthe

und in Folge dessen wird er morgen bei Delmar spielen.

— Die Juden, sagte Janin, haben viel Geld, aber auch mehr Kunst und Wohlthätigkeitssinn als der ganze christliche Adel unseres julifeindlichen Faubourg Saint-Germain.

44.

Am folgenden Abende spielte Strauß und sein Orchester in den prachtvollen Sälen des Baron Delmar.

Hier war's, wo unserm Wiener Freunde die Ehre zu Theil ward, die Bekanntschaft des Fürsten von Talleyrand zu machen, der zu den Hausfreunden des erblindeten Millionairs gehörte.

Nachdem Strauß durch Hector Berlioz dem Fürsten vorgestellt worden war, erkundigte sich Talleyrand nach seinen Wiener Freunden.

— Was macht Herr von Metternich? fragte er zuerst.

— Er verjüngt sich im Sonnenglanze einer glücklichen Ehe.

— Auch darin ist der Fürst ein vom Glücke verwöhnter Diplomat; sonst wäre es ihm schwerlich gelungen, drei eben so schöne als geistreiche Frauen zu erobern. Ich kannte darunter nur die Erste. — Aber lebt noch jener kleine buckelige Komiker, der mich zur Zeit des Wiener Congresses noch weit mehr als man-

cher jener kleinen Diplomaten, die dort versammelt waren, zum Lachen gebracht? Er excellirte vor Allem als Parapluiemacher.

— Ew. Durchlaucht meinen Herrn Ignaz Schuster.

— Ja, ganz recht, so hieß er!

— Er lebt und ist noch immer der Liebling des Publikums!

— Für mich gab's nur zwei Komiker: jenen Schuster eben und einen Duodez-Diplomaten, dessen Name mir glücklicherweise entfallen ist. Lebt denn noch Herr von Gentz?

— Er ist vor fünf Jahren gestorben?

— Schade um ihn! Auch er hatte Anlagen zum Komiker, sagte der hinkende Teufel der französischen Diplomatie und lächelte so boshaft wie ein Watteau'scher Faun. Nur Eine Frage noch, Herr Strauß! Lebt noch der Maler Ritter Lampi?

— Er ist todt seit sieben Jahren:

— Auch um ihn ist es Schade, denn er war der geistreichste Schmeichler von ganz Wien. Ich kenne das Leben dieses Künstlers. Geboren 1751 zu Romeno bei Trient, kam er 1783 nach Wien, erhielt vier Jahre später von König August II. einen Ruf nach Warschau, ging 1791 zum Fürsten Potemkin nach Jassy und später nach Petersburg, nm dort die zweite

Katharina zu malen, die sein feiner Pinsel dergestalt idealisirt hatte, daß sie sich lange Zeit für schön hielt. 98 kehrte er nach Wien zurück, ward dort in den Adelstand erhoben und ein Jahr darauf, eben weil er aller Welt zu schmeicheln verstand, zum Ehrenbürger von Wien ernannt. Bei der Organisirung des Landsturms war er 1805 Hauptmann des akademischen Corps. Zur Zeit des Congresses malte er, wie einst Anselm van Hulle die Münster'schen Friedensgesandten, fast alle großen und kleinen Perücken jener Zeit. Mir aber wird er darum unvergeßlich bleiben, weil er sich einer Dame meiner Bekanntschaft gegenüber verpflichtet hatte, mich — lachen Sie nicht, Herr Strauß! — als Adonis zu malen.

Strauß war Diplomat genug, um bei dieser Rückerinnerung des Fürsten so ernst als nur irgend möglich zu bleiben.

Bald darauf stellte sich ein Deutscher, der durch den Grafen Apponyi eingeführt worden war, seinem Landsmanne mit den Worten vor:

— Gestatten Sie auch mir, Ihnen meine Huldigung darzubringen . . .

— Darf ich um Ihren Namen bitten? fragte Strauß.

— Ich führe deren zwei. Die Einen nennen mich Graf Auersperg, die Andern Anastasius Grün.

— Ich gehöre zu Jenen, denen der zweite Name geläufiger als der Erste ist . . .

— Auch ich bin ein Freund Ihrer Walzer . . .

— Und ich ein Anhänger Ihrer Poesie . . .

— Weit glücklicher sind Sie als Musiker. Die Musik bedarf keines Dolmetschers. Musik ist die Sprache, die alle Nationen verstehen. Ihre Lieder, Landsmann, wandern durch die ganze Welt; die unserigen kleben an der Scholle, auf der sie erzeugt worden sind. Nur wenige Franzosen kennen unsere Dichter; alle Welt aber kennt Ihre Tänze!

— Ihr Name, Graf, hat auch in Frankreich guten Klang . . .

— Sie irren sich, mein lieber Strauß. Mich kennt höchstens Herr René Taillandier und Herr von Talleyrand, der vor einer Viertelstunde mir ein paar Artigkeiten gesagt hat, die ich ablehnen mußte, weil sie nicht mir, sondern dem Feldmarschall meines Namens galten. Der deutsche Schriftstellerruf reicht nur selten über die Marken der deutschen Heimath hinaus. Nur Schiller und Goethe sind Gemeingut aller Nationen; wir Uebrigen bleiben im Lande und nähren aus redlich, wie das Sprichwort sagt, von unserm deutschen Rufe.

Bald mischte sich auch Meyerbeer in's Gespräch.

— Ich gratulire Ihnen zu Ihren Erfolgen, sagte der Schöpfer der „Hugenotten.“ Ihr Name, lieber Strauß, wird dazu beitragen, die deutsche Musik in Frankreich populärer zu machen als jene hundert anderer Componisten unseres Vaterlandes. Ganz Paris ist entzückt von Ihnen. Selbst der alte Cherubini gehört zu der Zahl Ihrer Verehrer.

— Ich preise mich glücklich, auch Ihren Beifall errungen zu haben, erwiederte Strauß mit jener ungekünstelten Bescheidenheit, die ihn und sein Talent in den Augen aller Kenner doppelt liebenswerth erscheinen ließen.

— Verehrter Baron, sagte Graf Apony zum Herrn des Hauses, es ist Ihrer Liebenswürdigkeit gelungen, mir meinen Landsmann für den heutigen Abend abspenstig zu machen. Sie sind mir dafür Entschädigung schuldig.

— Und was verlangen Sie, lieber Graf?

— Das Versprechen, daß Sie heute über acht Tage mein Gast sind.

— Ich werde nicht versäumen, der huldreichen Einladung Eurer Excellenz Folge zu leisten, entgegnete der blinde Besitzer von 20 Millionen, der mit tausend Freuden alle Schätze seines Reichthums für das Licht seiner Augen, um das er den Allerärmsten beneidete, hergegeben hätte.

45.

Am folgenden Abende war großer Maskenball.

Vor dem Eingange des Saales in der Rue Saint-Honoré hielt eine lange Reihe theils glänzender, theils unscheinbarer Fuhrwerke, die hier ein buntes Gewirr von Masken aus allen Schichten der Pariser Bevölkerung absetzten.

Ein Pariser Maskenball ist — Dank der guten Laune der Pariserinnen — viel weniger monoton und langweilig, als irgend ein deutscher, auf welchem der ganze Humor darin besteht, daß so recht eigentlich gar Niemand Humor hat und daß Jeder sich auf seine eigene Faust ennuyirt. Dem Deutschen fehlt der Geist zur galanten Intrigue; es wird ihm leichter, zehn Trauerspiele als ein gutes Lustspiel zu erfinden, während umgekehrt fast jeder Franzose ein geborener Scribe ist. Jeder Deutsche hat Anlagen zur Hypochondrie. Unter Zehn sind Neun ernsthafte Bestien, die eine wahre Idiosynkrasie gegen das Lachen haben. Lachen aber ist fast das einzige Merkmal, durch das sich der Mensch vom Thiere unterscheidet, das wohl heulen, aber nicht lachen kann. Die Deutschen aber sind geborene Heuler. Sie lachen nur höchst ungern, und wenn sie auch wirklich einmal lachen, so ärgern sie

sich gleich darauf, daß sie gelacht haben. Die Krankheit, an welcher die Meisten unter uns leiden, ist der tragische Pipps. Die Einen nennen ihn Melancholie, die Andern Weltschmerz.

Jeder französische Maskenball ist eine Schule des Lustspiels, seine Arena der lustigsten Ränke und Schwenke. Man foppt und wird gefoppt.

Mischen wir uns in das Gewühl der Masken. Hier schäkert ein frommer Pilger mit einer keuschen Vestalin; hier neckt eine lustige Fledermaus einen lüsternen Pierrot, der mit schmunzelndem Lächeln die Reize ihrer wespenähnlichen Taille verschlingt. Am ausgelassensten sind aber die Grisetten. Ihre Lieblingsmaske ist das enganschließende Mieder und das bauschige Beinkleid, das ihren ohnehin verführerischen Formen ein erhöhtes Relief verleiht. Die Soldatenmütze, die so unternehmend auf ihrem gepuderten Haare sitzt, hat etwas Keckes und Herausforderndes. Ihre Finger schnalzen wie lockende Castagnetten; jede ihrer graziösen Bewegungen trägt den Zauber der Cachucha an sich. Titis und Debardeurs umkreisen diese reizenden Geschöpfe wie die Kinder Israels das goldene Kalb in der Wüste. Ihr Costüme verräth den Geist des Herrn Chicard, des erfinderischsten Maskenschnei-

ders der civilisirten Welt. Schade, jammerschade, daß die geschriebene Sprache nicht im Stande ist, das Gespräch dieser Masken, l'engueulement genannt, wiederzugeben.

Wir bitten, jenen übermüthigen Badouillard und jene ausgelassene Bajadere zu betrachten. Es sind zwei Liebende, die sich auf diesem Ball ein Stelldichein gegeben haben. Wer sieht es ihnen an, daß dieser Mann den Shawl seiner kranken Frau, und diese Frau das Bett ihres Mannes versetzt hat, um sich Geld zu diesem Maskenball zu verschaffen?

Wer zählt die Zahl der Treubrüche, die fast jeder dieser Bälle herbeiführt? Hier schweigt die Stimme des Gewissens. Man stürzt sich blindlings in den Taumel der verbotenen Lust.

Jeder, der die Pariser Lorette in ihrer höchsten Glorie, wer ihren Witz, ihren Muthwillen, ihre Ausgelassenheit in seiner Uebergipfelung bewundern will, der besuche einen dieser Maskenbälle, soupire mit einem dieser Schmetterlinge in gebrochenen Strümpfen und kirre deren leichten Widerstand durch den „Don Juan der Weine", durch das Brüseln des Champagners.

Wer sich mit einer Pariser Lorette nicht mehr auf einem dieser Maskenbälle amüsirt, der ist lebendig todt, der lasse sich bei Zeiten begraben!

Aber mitten im Taumel dieser ungeheuren Heiterkeit erblicken wir eine arme beklagenswerthe Maske, die in der harmlosen Verkleidung eines Pierrots einen Eingriff in fremde Taschen gewagt, von einem Agenten der geheimen Polizei, der sich als Hanswurst verkleidet hat, auf frischer That ertappt, sofort denuncirt und von einem herbeigeholten Munizipalgardisten bei der Halskrause erfaßt wird.

— Munizipal, stottert der erschreckte Pierrot, was wollen Sie?

— Sie mit Ihrer gütigen Erlaubniß arretiren.

— Munizipal, warum?

— Weil Sie einem Arlequin so eben eine Geldbörse aus der Tasche gestohlen. Haben Sie Muth, es zu leugnen?

— Nein, edler Munizipal; aber hätte ich ahnen können, daß selbst auf dem Maskenballe die Aneignung fremden Eigenthumes verboten ist, dann wäre ich lieber gar nicht hergekommen.

— Irren ist menschlich, sagt der würdige Munizipal und bringt den armen Pierrot geraden Weges nach der Polizei-Präfectur.

Dort, in jener Ecke, amüsirt sich ein lustiger Postillon. Im fröhlichen Maskenschwarme fällt ihm

eine schwarzseidene Fledermaus auf, deren reizender Wuchs, deren feine Koketterie, deren schneeweißer Hals ihn mit süßer Liebes-Ahnung erfüllt. Sie wirft ihm zärtlich schmachtende Blicke zu; der Postillon von Lonjumeau schwelgt im Vorgefühle einer einträglichen Eroberung.

— Wer bist Du, holde Maske? fragt der Adonis in den plumpen Reiterstiefeln.

— Kennst Du mich nicht? lispelt die Fledermaus.

— Nein, Schatz, ich kenne Dich nicht!

— Aber, Mann Gottes, besinne Dich doch!

— Ah, Du bist gewiß eine wohlwollende Fee, die aus den Höhen des Himmels herabgestiegen ist, um mir die Pforten des irdischen Glücks zu öffnen . . .

— Nein, Arthur, ich bin keine Fee . . . !

— Ei, Kind, wer bist Du denn?

— Ich bin Aglaë, Deine ehemalige Geliebte und nunmehrige Wäscherin, der Du, treuloser Mensch, schon seit zehn Wochen 45 Francs 19 Centimes für die Wäsche Deiner neuen Grisette schuldig bist und der Du seitdem die Huld Deiner Kundschaft gänzlich entzogen hast.

— Höre, gute Aglaë, entgegnet der enttäuschte Postillon, ich bin heute zufällig nicht so bei Cassa, um Dir Dein kleines Guthaben zu bezahlen; aber

wenn Du mir das Vergnügen erweisen willst, ein kleines Souper für mich zu bezahlen, dann nehme ich es dankbar an.

— Wie? ruft die Grisette, ich soll Dich zur Belohnung Deiner Untreue auch noch freihalten?

— Man soll seinem Feinde goldene Brückeu bauen.

— Man kann diesem Treulosen nichts abschlagen! Komm', Arthur, wir wollen Dich freihalten!

Solch' gute Herzen haben nur Grisetten. Vornehme Bekanntschaften, denen wir treulos abgefallen sind, rächen sich in der Regel dadurch, daß sie uns ... verleumden!

Dort auf der Brüstung einer Loge sitzt ein schwermüthiger Pierrot, der seine langen weißen Beine wie zwei melancholische Stearinkerzen auf die jubelnde Maskenmenge herabbaumeln läßt. Dieser Pierrot ist blaß wie Hamlet. Die steifen Röhren seiner riesengroßen Halskrause vermögen nicht, seinen Kopf aufrecht zu halten. An seinem weißen Leinwandkittel bummeln große Knöpfe von allerhand Farben, dick wie Taschenspielerbälle. Die leiseste Bewegung genügt, dieses stumme Glockenspiel in Bewegung zu setzen. Sein Filzhut, groß und spitz wie eine der Pyramiden von Ghizeh, steht so schief wie der Thurm zu Pisa. Selbst

die bunten Bänder, die ihn schmücken, scheinen traurig und niedergeschlagen; ja sogar die spitzen Schnäbel seiner feinlakirten Schuhe blicken mit unbeschreiblicher Schwermüthigkeit auf das bunte Maskenmeer herab. Selbst seine Handschuhe haben den Spleen. Der arme, dreimal beklagenswerthe Pierrot! Sitzt er nicht da wie ein versteinertes Bild des großartigsten Weltschmerzes? Seine unergründlich tiefe und fast unheimliche Melancholie gleicht einem jener unnachahmlichen Gedichte Alfred de Musset's, die unter der heitersten Hülle einen schmerzlichen Gedanken zu verbergen wissen. Aus jeder Miene dieses namenlos unglücklichen Pierrot schimmert ein hoher Grad von Lebensüberdruß; jede Bewegung verräth Widerwillen und Ekel, Ekel vor sich, Ekel dem ganzen Weltall gegenüber. Ja, ja, es unterliegt keinem Zweifel, daß irgend ein schwarzes, unheimliches, haarsträubendes Drama seine Schlangenringe um das zerrissene Herz dieses armen Pierrots geschlungen hat. Es ist die Ironie, die ihn an ihre Hand genommen und diesen in Weltschmerz aufgelösten Menschenfeind gerade auf jene Stelle des Saales hingebannt hat, von wo aus er mit Einem Blick das ganze Drängen und Treiben, das ganze Kreisen und Wühlen dieser Maskenorgie

überschauen kann. In nächster Nähe betrachtet sieht dieser als Pierrot verkleidete Heraklit wie eine in Stein gehauene Moral, wie ein in Erz gegossener Weltschmerz aus. Ganz sicher ist dies kein Franzose! Nach einem von Meister Strauß und dessen Orchester mit unbeschreiblicher Verve gespielten Galopp, dessen hinreißender Wirbel die tanzenden Masken mit mänadischem Jubel, unsern Pierrot aber mit unermeßlichem Abscheu erfüllt hat, legte sich eine kleine weiße, wundersüße Hand auf Pierrots unbewegliche Schulter. Er erhebt sein lebensmüdes Haupt und gewahrt eine junge Frau in einem italienischen Rocke, gewachsen wie eine Hebe, mit nackten blendendweißen Armen und einer Menge goldener Nadeln in der Fülle ihres schwarzen Sammethaares.

— Und woran denkt mein armer Pierrot? fragen ein Lächeln und zwei feurige Blitze aus einer schwarzen Halblarve, welche die Augen einer der schlankesten Colombinen verhüllt, dafür aber, gleichsam als Entschädigung, einen mit den makellosesten Perlen garnirten Mund und das durch ein schelmisches Grübchen gespaltene Kinn dieser Maske ungehindert bewundern lassen.

— Was fehlt Dir, mein lieber Pierrot? fragt

Colombine, die ihn sehr genau zu kennen und wohl nur seinetwegen hierher gekommen zu sein scheint.

Pierrot hat keine Lust zum Antworten. Colombine aber rüttelte den melancholischen Träumer und fragt mit dem süßesten Wohllaut ihrer Stimme:

— Sprich, Freund, woran denkst Du denn?

— Ich denke an nichts, gar nichts!

— Aber, Mensch, was hast Du denn? fragt Colombine.

Und Pierrot erwiedert mit tieferschütternder Wehmuth:

— Madame, ich habe einen unbeschreiblichen ... Katzenjammer!

— Pauvre Henri! flötet die reizende Trösterin.

Pierrot aber blieb kalt und stumm. Wir sagten schon oben, der Inhaber dieses unbeschreiblichen „Katzenjammers" könne unmöglich ein Franzose sein. Wir haben uns wirklich nicht geirrt. Dieser arme Pierrot ist ein Deutscher; er ist nebenbei einer unserer größten Dichter; er hat die „Reisebilder" und das „Buch der Lieder" geschrieben und hört auf den unsterblichen Namen — Heinrich Heine!

Ende des dritten Bandes.

Oettinger, Eduard Maria,

Meister Johann Strauß und seine Zeitgenossen komischer Roman

Bd.: 3

Berlin 1862